

# Hémécht



## **Philippe Moulin**

Lehnsrecht, Lehnspolitik und Lehnshof der Grafen von Luxemburg im 13. Jh. (2. Teil)

## **Ralph Lange**

A Banner Saga: Dating the Dress of Kettledrums through Comparison and Context

---

**Rapports de recherche / Forschungsberichte**

**Comptes rendus / Rezensionen**

**Abstracts**

Jg. 72  
**2020**  
Heft 3

**Revue d'Histoire luxembourgeoise**  
transnationale, locale, interdisciplinaire  
**Zeitschrift für Luxemburger Geschichte**  
transnational, lokal, interdisziplinär

**Ewige Ruhe? Grabkulturen in Luxemburg und den Nachbarregionen / Concession à perpétuité? Culture funéraires au Luxembourg et dans les régions voisines, hg. v. Sonja KMEC, Robert L. PHILIPPART, Antoinette REUTER, Luxembourg : Capybarabooks, 2019, 351 S., ISBN 978-99959-43-23-3 (als e-Book : 978-99959-43-25-7); 39 €.**

Das im Herbst 2019 erschienene Sammelwerk nähert sich in vielfältigen und interdisziplinären Beiträgen sepulkralulturellen Themen in Bezug auf das Großherzogtum Luxemburg und seinen Nachbarregionen. Die Artikel der fast 50 Autoren aus Disziplinen wie Geschichte, Archäologie, Kunstgeschichte, Recht und Kulturgeschichte werfen ein Schlaglicht auf verschiedene Aspekte von Sterben, Trauer und Bestattung. Leitende Fragestellung des Bandes ist es, die Besonderheiten Luxemburgs und seiner Nachbarregionen und mögliche Parallelen oder Unterschiede in der Sepulkralkultur herauszustellen.

In fünf Kategorien werden die Themen strukturiert behandelt. Im ersten Kapitel „Grabkunst“ befassen sich die Autoren mit den architektonischen und kunsthistorischen Fragestellungen zu Grab und Friedhof. Hier werden archäologische und anthropologische Studien über frühe und mittelalterliche Gräber vorgelegt und Methoden und Riten von der Frühzeit bis zur Gegenwart anhand von Grabformen und Begräbnisplätzen vorgestellt. Des Weiteren geht es um die Gestaltung verschiedener Begräbnisstätten aus unterschiedlichen Epochen, von Migrationsgruppen oder von luxemburgischen Auswanderern in die USA, bis hin zu besonderen Formen der Bestattung wie Militärfriedhöfen.

Die nächsten Kapitel widmen sich dem Thema Tod in den Künsten. „Der Tod im Bild“ sowie „Der Tod in der Literatur“ behandeln die Praktiken der Erinnerung und des Andenkens an die Verstorbenen, etwa in der Totenfotographie, und den Tod als Thema in Literatur und Film. Unter der Überschrift „Glaube und Recht“ untersuchen die Autoren Testamente, liturgische Texte und juristische Regelungen im Falle einer Bestattung.

Das letzte Kapitel „Tote unterwegs“ befasst sich mit dem Transfer von Leichen über Grenzen, Epochen und verschiedene Kulturräume hinweg. Hier wird beispielhaft die Frage nach der Bedeutung der Grabstätte Johanns des Blinden (1311–1346) gestellt. Als Graf von Luxemburg und König von Böhmen steht er im Kontext verschiedener Erinnerungskulturen und des „Nation-Building“. Die enge Verflechtung in der Groß-Region wird insbesondere durch die post-mortem-Mobilität verdeutlicht, die den Grenzverkehr von kremierten Körpern miteinschließt.

Das Buch deckt die historischen Entwicklungslinien der Sepulkralkultur in Mitteleuropa ab und verfolgt die Auseinandersetzung mit dem Thema bis zur Gegenwart. Es behandelt die heutige Bedeutung von alten Friedhöfen und ihre Neuentdeckung beispielsweise beim Bau der neuen Tramstrecke in Luxemburg-Stadt oder die Definition neuer Trauerorte und Begräbnisstätten wie den Waldfriedhof durch Sonja Kmec.

Die eingangs zitierte Leitfrage nach dem Spezifikum des Großherzogtums in Bezug auf Tod und Grab ist sehr gut durch die einzelnen Beiträge herausgearbeitet worden. Die Bestattungspraktiken in Deutschland und Belgien und in Landschaften wie dem Hunsrück, die zu einem ähnlichen Kultur- und Sprachraum gehören, sind ebenfalls vertreten. Der Beitrag von Jean Ensch „Letzte Heimat in der Fremde“ ist zwar nicht in Luxemburg oder der Groß-Region verortet, doch es gibt es einen thematischen Bezug zum Land über die luxemburgischen Auswanderergräber in den Vereinigten Staaten. Gleichzeitig werden die engen Wechselbeziehungen mit den Grenzregionen und der Kulturtransfer aufgezeigt. In diesem Sinne steht Luxemburg in Sachen Sepulkralkultur in derselben Traditionslinie wie die Nachbarn und andere mitteleuropäische Staaten.<sup>1</sup>

Durch die Vielfalt der behandelten Themen und Entwicklungsstadien zeigt sich, dass Luxemburg sich sehr gut als Forschungsgegenstand für Sepulkralkultur eignet. Dass die Konzentration auf Luxemburg und die Nachbarregionen nicht immer eingehalten werden kann und ebenfalls auf die Entwicklung in entfernteren Regionen wie Flandern geschaut werden muss, lässt sich verteidigen. Es verbietet sich sicherlich Scheuklappen aufzusetzen, aber der eine oder andere Beitrag fällt aus der Reihe. Der Beitrag zum deutschen Bestattungswesen musste beispielsweise durch eine Anmerkung der Herausgeber in den luxemburgischen Kontext eingeordnet werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass den Herausgebern von „Ewige Ruhe“ ein umfassendes Werk gelungen ist, welches einen ersten Überblick zu sepulkralkulturellen Fragestellungen in Luxemburg und seinen Nachbarregionen bietet. Neben vorher nur vereinzelt Arbeiten ist damit ein umfassendes Forschungswerk entstanden<sup>2</sup>, welches zu weiteren Auseinandersetzungen mit diesen Themen einlädt.

**Nina Janz**

<sup>1</sup> Ausgenommen ist die Feuerbestattung, die im Großherzogtum wesentlich später einsetzte als etwa in Deutschland oder Österreich; siehe Beitrag von KOLNBERGER, Thomas, „Die lange Anreise zur ewigen Ruhe?“ Zur Nutzung der Krematorien (im Band) und FISCHER, Norbert, Zwischen Trauer und Technik. Feuerbestattung, Krematorium, Flamarium. Eine Kulturgeschichte, Berlin 2002.

<sup>2</sup> In der Forschungslandschaft Luxemburgs wurden diese Themen lediglich in Einzelwerken, wie etwa MARGUE, Michel (Hg.), *Séulture, mort et symbolique du pouvoir au moyen âge / Tod, Grabmal und Herrschaftsrepräsentation im Mittelalter. Actes des 11e Journées Lotharingiennes* (PSH, 118; Publ. du CLUDEM, 18), Luxembourg 2006, oder KYLL, Nikolaus, *Tod, Grab, Begräbnisplatz, Totenfeier. Zur Geschichte ihres Brauchtums im Trierer Lande und in Luxemburg unter besonderer Berücksichtigung des Visitationshandbuches des Regino von Prüm (915)* (Rhein. Archiv, 81), Bonn 1972, behandelt. – Ein Forschungsprojekt an der Universität Luxemburg hat den Fokus auf einen größeren Untersuchungsraum gelegt: *Material Culture and Spaces of Remembrance. A Study of Cemeteries in Luxembourg in the Context of the Greater Region (2015-2018)*, unter der Leitung von Sonja Kmec (transmortality.uni.lu).

**Matthias PAULKE, Archäologischer Rundgang durch Luxemburg (Livret du Patrimoine du CNRA, 2), Luxemburg 2019, 130 S.; ISBN: 978-28798-5-535-6; 17 €.**

Matthias Paulke<sup>1</sup>, Mitarbeiter im «Service Archéologique» am *Centre National de Recherche Archéologique* (CNRA), hat mit seinem kleinen Band ein lang ersehntes Desiderat vorgelegt. Auf knapp 130 Seiten stellt der Autor eine Auswahl von 44 sehr bedeutenden, der Öffentlichkeit zugänglichen archäologischen Stätten Luxemburgs vor. Die Denkmäler stammen aus fast allen Epochen der Geschichte des Großherzogtums, wobei die gallo-römische Periode den Schwerpunkt ausmacht. Neben Paulke haben auch der bekannte luxemburgische Archäologe Jean Krier sowie dessen zu früh verstorbener Kollege Raymond Waringo einige Beiträge verfasst, so z. B. zum römischen *Vicus* und Theater von Dalheim (*Ricciacus*) oder dem römischen Brunnen von Bettemburg.

Das Ziel der Publikation besteht vor allem darin, einem breiten Publikum, zu dem sicherlich auch Touristen gehören, ein einfach zu bedienendes und leicht verständliches Buch zur Hand zu geben, welches einen guten Überblick zu den wichtigsten Ausgrabungsstätten Luxemburgs bietet. Die Denkmäler sind alphabetisch nach ihrer Fundgemeinde geordnet, wobei der genaue Flurname, eine Lage- und Zufahrtsbeschreibung samt Parkmöglichkeiten sowie die Lagekoordinaten zur Nutzung eines Navigationsgerätes eine sichere Auffindung des jeweiligen Ortes ermöglichen. Jeder Beitrag besteht aus einer genauen Beschreibung der archäologischen Stätte samt Fundgeschichte und historischem Kontext, der Angabe weiterführender Literatur sowie äußerst hochwertigen Fotos, Plänen oder Zeichnungen. Neben dem römischen Dalheim (Nr. 12-14) werden weitere vertraute Stätten, wie die römische Villa von Echternach (Nr. 17), der «Raschpëtzer-Qanat» von Walferdingen (Nr. 44), der Menhir von Mersch (Nr. 34) oder der «Loschbour-Mann» von Heffingen (Nr. 23), aber auch weniger bekannte Denkmäler wie der römische Viergötterstein von Berdorf (Nr. 6) oder das Megalithgrab von Diekirch (Nr. 16) vorgestellt. Ein vorangestellter, kleiner historischer Überblick (S. 10-19) zu den einzelnen Epochen (Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit; Bronzezeit; Eisenzeit; gallo-römische Zeit; Frühmittelalter) und eine topographische Karte Luxemburgs (S. 20f.), in welcher die 44 Ausgrabungsstätten eingetragen sind, ermöglichen dem Leser eine sichere Orientierung in Raum und Zeit. Den Abschluss des Bandes bildet die Angabe einiger archäologischer Denkmäler in der Großregion, darunter der römische Tempelbezirk von Tawern und die römische Villa Borg, sowie die Adressen von Museen, Tourismusverbänden und Verwaltungen im Großherzogtum Luxemburg.

<sup>1</sup> M. Paulke hat u. a. zahlreiche Beiträge zum römischen Luxemburg und dem Mansfeld-Schloss verfasst. S. dazu: PAULKE, M./GLESJUS, A., Mansfeldschloss. Die archäologischen Ausgrabungen in Schloss und Garten 2003-2005, in: MNHA (Hg.), *Un prince de la Renaissance. Pierre-Ernest de Mansfeld (1517-1604)*. Bd. 2, Luxemburg 2007, S. 171-208; PAULKE, M., Die römische Axialhofvilla von Diekirch, in: *Empreintes* 3 (2010), S. 54-67; PAULKE, M., Restaurierungsarbeiten am römischen Tumulus von Bill, in: *Archaeologia Luxemburgensis* 1 (2014), S. 103-108; PAULKE, M., Ein römischer Steinbruch bei Hersberg, Gemeinde Bech (Luxemburg), in: *Archaeologia Luxemburgensis* 2 (2015), S. 114-123; PAULKE, M. [u. a.], *Un dessin de Jacques Pennier (1656 – vers 1720) représentant l'ancien château de Mansfeld à Luxembourg-Clausen*, in: *Hémecht* 69/2 (2017), S. 161-187.

Insgesamt ist der reich bebilderte und leicht verständliche Band von Matthias Paulke sowohl interessierten Laien und Touristen, aber auch den Fachleuten zu empfehlen. Die sich manchmal einschleichenden Schreibfehler können das positive Gesamtbild nicht trüben, da das Ziel des Autors bei weitem erfüllt wurde.

**Thierry Groff**

***Thermae in context, the Roman bath in town and life. Actes du colloque de Dalheim, Luxembourg, 21 au 24 février 2013 (Archaeologia Mosellana 10), 2018, sous la direction de Heike PÖSCHE, Andrea BINSFELD et Stefanie HOSS, Luxembourg 2018; 348 p.; ISBN 978-2-87985-353-6; 38 €.***

Band 10 der Zeitschrift *Archaeologia Mosellana* vereint die Beiträge einer Tagung, die im Februar 2013 in der Abtei Neumünster in der Stadt Luxemburg stattfand und den urbanen und sozialen Kontext römischer Thermen in den Nordwestprovinzen beleuchtete. Wo genau befanden sich die Bäderanlagen einer provinzialrömischen Stadt? Welche weiteren Gebäude lagen in ihrer Nähe? Wer waren die Menschen, die in die Thermen gingen? Zu welchen Zwecken wurde man Thermen? So lauteten die zentralen Fragen der Tagung und der Beiträge, denen eine kurze zweiseitige Einführung der drei Veranstalterinnen und Herausgeberinnen, vorangestellt ist. Sämtliche 19 Aufsätze, die in englisch, französisch oder deutsch verfasst sind, konzentrieren sich daher auf den Standort der Thermen oder stellen Ausstattung und Fundmaterial einer Therme vor, um mit Hilfe der Interpretation der Kleinfunde ein Bild von den Badegästen und ihren Aktivitäten zu zeichnen. Jeder Beitrag enthält eine knappe dreisprachige Zusammenfassung.

Der Band übernimmt die Gliederung des Tagungsprogramms (Dalheim; Small finds - Overview; Small finds from sites; Bathing and military; *thermae* in Roman towns and cities; Bathing and religion; Bathing and health), ohne dass diese Einteilung im Inhaltsverzeichnis und in Kapitelüberschriften verdeutlicht wird.

Ausgangspunkt bilden die beiden Aufsätze von Heike Pösche und Peter Henrich zu den Thermen von Dalheim, bei deren Ausgrabung zahlreiche Kleinfunde geborgen wurden und die zusammen mit zwei großen Tempeln und einem Theaterbau ein Ensemble bildeten und somit – wie häufig im gallischen Raum festgestellt werden konnte – Teil eines Kultkomplexes waren.

Es folgen zwei einführende Beiträge: Stefanie Hoss macht auf den Wert von Kleinfunden als Hinweise auf die Aktivitäten in Thermen aufmerksam, aber auch auf die Schwierigkeiten bei deren Interpretation. Kleinfunde wurden bei älteren Grabungen kaum ausreichend berücksichtigt, oft nicht publiziert und nur als Datierungskriterien interpretiert. Am Beispiel der medizinischen Instrumente, die in den Thermen von Xanten und im luxemburgischen Mamer gefunden wurden, wird auf die Gefahr von Fehlinterpretationen hingewiesen. Denn die Instrumente zeugen nicht von einem ärztlichen Behandlungsraum, den es durchaus in Thermen geben konnte, sondern gelangten erst nach der Zerstörung der Anlagen dorthin,

so dass sie keinen Hinweis für die Funktion des Raumes zur Zeit, in der die Thermen in Betrieb waren, bieten. Viele interessante Kleinfunde stammen häufig aus Abwasserkanälen, bei denen zu beachten ist, zu welchem Zeitpunkt sie dorthin gelangten.

Ebenfalls allgemein einfürend verweist Alissa M. Whitmore darauf, dass viele Funde, wie Toilettenutensilien, Ess- und Trinkgeschirr, Schmuck, Spielsteine und Amulette, gerade in Verbindung mit literarischen Quellen, ein anschauliches Bild von Aktivitäten und dem sozialen Leben in einem Bad vermitteln. Dabei betont die Autorin wiederum die Grenzen der Aussagekraft von Kleinfunden. Beispielsweise bei der Frage nach der Geschlechtertrennung in Bädern, die durch literarische und inschriftliche Quellen bekannt ist, liefern Kleinfunde keine eindeutigen Hinweise; sie belegen lediglich, dass sowohl Frauen als auch Männer die Anlagen besuchten.

Die folgenden Beiträge widmen sich einzelnen Thermenanlagen aus den Nordwestprovinzen des römischen Reiches: Sandrine Bertaudière, Laurent Guyard und Stéphanie Zeller stellen die großen Thermen von Vieil-Évreux vor, die das übliche Spektrum an Funden (Mobiliarüberreste, Schmuck, Toilettenartikel, Spielsteine, Schreibutensilien etc.) preisgaben. Bei dem Blick auf die Thermen im Gebiet der Lingonen von Christian Vernou fallen vor allem die Thermen im Vertault auf, aus denen fragmentarische, aber qualitätvolle Marmorstatuen der Fortuna und des Apollon sowie Weihealtäre für die beiden Gottheiten stammen.

Die Großen Thermen von Carnuntum, die Helga Sedlmayer beschreibt, wurden erst um 200 n. Chr. errichtet und in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts zerstört. Hinweise auf das soziale Leben, wie zahlreiche Keramik, Schmuck, Spielsteine, Toilettenartikel, Haarnadeln (als Beleg für die Anwesenheit von Frauen), fand man nur in den Zerstörungs- und Schuttschichten. Ergänzend stellt Gabriele Kremer die Steindenkmäler vor, die aus den Großen Thermen und den beiden weiteren Thermenanlagen aus Carnuntum stammen. Problematisch ist allerdings wiederum ihre Interpretation, weil der genaue Aufstellungsort unbekannt ist. So kann bei einigen Götterbildern und Weihealtären eine kultische Funktion vermutet werden, andere Denkmäler, wie Statuen von Wassergottheiten, dürften rein dekorativ aufzufassen und z. B. Teil von Wasserspeiern gewesen sein.

Sebastian Sommer zeigt zum Themenkomplex „Thermen und Militär“ auf, dass die von Soldaten genutzten Bäder in den Kastellorten am obergermanisch-raetischen Limes keineswegs alle dem gleichen Schema unterlagen. Sicherlich war man bemüht, die Bäder möglichst nah an den Hauptstraßen zum Kastell hin anzulegen, doch oft musste man auf die örtlichen geographischen Gegebenheiten und die Möglichkeiten der Wasserzufuhr Rücksicht nehmen.

In den kriegerischen Wirren des 3. Jahrhunderts wurden viele der Bäderanlagen am Limes, wie Markus Scholz darlegt, aufgegeben, verkleinert oder in Wohngebäude umfunktioniert. In den verkleinerten Bädern herrschte dann ein eingeschränkter Badebetrieb. Sophie Vanhoutte analysiert den militärischen Kontext der Thermen des Kastells von Oudenburg (Belgien), die aus dem 4. Jahrhundert stammen.

Es folgen ein Beitrag zur großen öffentlichen, zentral gelegenen Badeanlage des archäologisch intensiv erforschten *vicus* von Bliesbruck von Jean-Paul Petit und ein Überblick über die Badeanlagen von Augst/Augusta Raurica (von Tamara Pfammatter Tännler und Hans Sütterlin), wo es ebenfalls im Stadtzentrum zwei große Bäder und ein weiteres am Stadtrand gelegenes Bad gab. Mit der Anlage eines Kastells im 4. Jahrhundert entstand hier eine weitere Therme, allerdings waren die beiden großen Bäder in dieser Zeit nicht mehr in Betrieb.

Die restlichen Aufsätze befassen sich mit der kultischen und therapeutischen Funktion von Thermen. Aïcha Ben Abded, Henri Broise und John Scheid befassen sich anhand ausgewählter Beispiele aus dem römischen Reich mit der Nutzung von Wasser in Badeanlagen bei Heiligtümern und von Quellheiligtümern. Weil dem Besuch von Heiligtümern und den Kulthandlungen in der Regel Reinigungszeremonien vorausgingen, spielte Wasser eine große Rolle.

Cécile Hartz untersucht Thermenanlagen bei Heiligtümern im römischen Gallien und kommt zum Schluss, dass einige Thermen zwar ganz in der Nähe eines Tempels lagen, aber nicht rein sakral zu deuten sind, sondern die Funktion einer profanen öffentlichen Badeanstalt besaßen.

Katherine M. Erdman zeigt das breite Spektrum an Kleinfunden in gallo-römischen Quellheiligtümern auf, wobei sie nicht jedes Heiligtum mit Quelle als Quellheiligtum auffasst, sondern nur diejenigen, in denen die Quelle und ihr Wasser die zentrale Rolle in Architektur und Kult einnehmen. Anhand von Tabellen wird die Fundhäufigkeit der verschiedenen Objekte aus gallischen Quellheiligtümern miteinander verglichen.

Während Alain Bouet auf den gleichartigen Aufbau vieler gallischer Heilthermen aufmerksam macht, stellt Andrea Schaer das große Heilbäderareal im schweizerischen Baden vor. Die Bäder entstanden – vermutlich im Rahmen eines staatlichen Bauprogramms – etwa zeitgleich mit der Anlage des nahegelegenen Legionslagers Vindonissa. Die Vermutung, es handele sich um ein reines Soldatenbad, kann nicht mehr aufrechterhalten werden, und es ist davon auszugehen, dass es zwar intensiv vom Militär genutzt wurde, aber auch der Zivilbevölkerung offenstand. Die Ausgrabungen konnten einen Einblick in verschiedene Ausbau- und Umbauphasen der Badeanlagen nicht nur in Kaiserzeit und Spätantike geben, sondern dokumentieren auch, wie die Heilbäder weiter im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein genutzt wurden, so dass das aktuell im Bau befindliche neue, moderne Thermalbad auf eine lange, kontinuierliche Geschichte zurückblicken kann. Auch Aachen verdankt seine Gründung heißen Quellen, die einen Heilbadekomplex speisten, der hier zusammen mit einer kleinen Siedlung planmäßig um die Zeitenwende angelegt wurde. Andreas Schaub stellt in dem abschließenden Beitrag die verschiedenen Badeanstalten vor, betont aber auch, dass Aachen ein Gemeinwesen mit florierendem Handwerk und Handel war und daher nicht sämtliche städtebaulichen Veränderungen und kultischen Aktivitäten mit dem Badewesen in Zusammenhang gebracht werden müssen.

Der Sammelband bietet zu ausgewählten römischen Thermenanlagen die grundlegenden Informationen und den aktuellen Forschungsstand stets mit dem Blick auf die eingangs formulierten Fragen. Dabei werden einerseits die Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten deutlich benannt. Denn die überlieferten Kleinfunde beinhalten oft zu wenige Informationen zum sozialen Leben, und auch die Lage der Thermen im Stadtbild kann in vielen Fällen nur unsicher rekonstruiert werden, weil die gesamte Stadtanlage zu wenig erforscht ist. Andererseits wird aber auch deutlich, wie einzelne neue Grabungen und die voranschreitenden Forschungen das Gesamtbild zum römischen Thermenwesen stetig erweitern.

**Marcello Ghetta** (Trier)

**Simon MACLEAN, *Ottoman Queenship*, Oxford: Oxford University Press, 2017, xiv + 247 p.; ISBN 978-0-19-880010-1; 65£.**

Cet ouvrage très dense analyse l'exercice du pouvoir, voire d'un office par la reine, ainsi que la façon dont les auteurs de l'époque ottonienne ont conceptualisé et décrit le rôle de la reine dans la vie publique. Le sujet n'est pas neuf : entre la seconde décennie du X<sup>e</sup> siècle et celle du XI<sup>e</sup> ont vécu des souveraines réputées pour avoir joué, à un moment ou à un autre de leur existence, un rôle public important. Sont concernées Mathilde épouse d'Henri I<sup>er</sup> († 936), premier souverain de la dynastie, Edith et Adelheid, épouses successives d'Otton I<sup>er</sup> († 973), Théophano, probablement la plus connue, princesse byzantine, épouse d'Otton II († 983) et enfin Cunégonde, épouse d'Henri II († 1024), le dernier représentant de la dynastie. S'y ajoutent d'autres souveraines, liées à la famille ottonienne, moins connues, mais qui purent s'avérer tout autant notables par leur action et leur influence, ainsi l'anglo-saxonne Eadgifu, sœur d'Edith et épouse de Charles le Simple, roi de Francie occidentale († 929) et surtout Gerberge, sœur d'Otton I<sup>er</sup>, épouse de Gislebert, duc lotharingien († 939), et puis de Louis IV, dit d'Outre-Mer, également roi de Francie occidentale († 954).

Ces femmes sont perçues dans l'historiographie comme disposant d'une plus large marge de manœuvre que la plupart de leur devancières de l'époque carolingienne, dont la fonction était décrite au IX<sup>e</sup> siècle, e. a. par Hincmar de Reims, en termes genrés et domestiques d'épouse et de mère, responsables de la bonne marche du palais. Les reines carolingiennes sont généralement d'origine aristocratique mais d'un statut inférieur à celui du souverain pour lequel une union avec une femme généralement plus jeune que lui est une manière de s'allier à une famille noble importante. Au contraire, au X<sup>e</sup> siècle, dans un contexte plus ouvert de compétition dynastique, le rôle et la perception des reines change. Plusieurs reines sont plus âgées, se remarient et apparaissent comme garantes de la dignité royale ou impériale. Comment, pourquoi et surtout dans quelles circonstances un tel changement a-t-il eu lieu, telles sont les questions que se pose Simon MacLean. Pour ce faire il interroge les sources narratives, hagiographiques ou liturgiques. Enfin et surtout, il porte une attention particulière aux chartes dans lesquelles interviennent les reines,



qu'elles soient émises par leur époux, par de grands laïcs ou par elles-mêmes. Cette prise en compte des sources diplomatiques constitue un des points forts de l'analyse, car ces documents permettent de voir les souveraines en action en tant qu'intercesseur ou destinataire et de les situer parmi les groupes gravitant autour du souverain.

L'objectif, constamment réaffirmé, est de contextualiser tant l'action que les sources mises en œuvre, dans un monde où une compétition pour le pouvoir s'exerce entre et au sein des différentes dynasties et rend nécessaire l'affirmation de la légitimité des souverains, même après que leur dynastie semble être établie.

MacLean procède de manière chronologique en envisageant la dynastie ottonienne génération après génération, couvrant une période d'un peu plus d'un siècle, de 917 à 1024. Il emprunte à une grille de lecture biographique s'attachant à différentes étapes d'une « carrière » de reine (avec un accent porté sur l'arrivée au pouvoir, la maternité, l'action comme intercesseur dans l'émission de chartes – essentiellement par leur royal époux), mais aussi à leur éventuelle action en tant que veuve ou régente (comme ce fut le cas de Mathilde, morte en 968 et qui survécut trois décennies à la mort de son époux Henri I<sup>er</sup>, donc contemporaine de deux générations de souverains, ou encore d'Adelheid, seconde épouse d'Otton I<sup>er</sup>, qui meurt fort âgée en 999). L'intérêt de l'analyse réside dans le fait qu'il ne s'agit pas d'une galerie de portraits de souveraines remarquables, mais d'une réévaluation des conditions d'exercice de leurs activités et de leur position changeante dans la dynastie, ainsi que de leur représentation.

Même s'il conclut à la réalité d'un pouvoir féminin à la fin du X<sup>e</sup> siècle, MacLean questionne le concept même de « reine ottonienne », qu'il voit comme une catégorie constamment réinventée et recréée en réponse aux événements. Dans les premières décennies, la situation politique reste longtemps très fluide, et il n'y a pas de conception unique du rôle dévolu à la reine ou des sources de sa légitimité. Ainsi la carrière de Gerberge. Son premier mariage en 928 avec le duc lotharingien Gislebert s'inscrit dans une volonté d'alliance entre un souverain, Otton I<sup>er</sup>, frère de Gerberge, et un personnage clé de la Lotharingie. Cette union la dote d'intérêts et d'un réseau d'influence dans cette région. A la mort de Gislebert, elle épouse le roi de Francie occidentale, ce que MacLean interprète comme une capacité d'action personnelle dans le chef de la nouvelle souveraine, au risque de mener à des tensions avec son frère Otton I<sup>er</sup>. Par la suite, les relations s'améliorant, Gerberge joue un rôle de trait d'union entre les deux cours, tout en continuant à disposer de soutiens lotharingiens datant probablement de son mariage avec Gislebert. Après la mort de Louis IV, en 954, Gerberge continue d'exercer une influence, en puisant sa légitimité à plusieurs sources : son implantation lotharingienne, son statut de sœur de roi ottonien, d'épouse, puis de veuve de souverain de Francie occidentale. Elle est capable d'agir à la jonction de différentes dynasties à une époque encore très instable.

Ce n'est qu'à partir des années 960 que l'on assiste à une évolution vers l'affirmation d'un rôle plus important de la reine : Adelheid, seconde épouse d'Otton I<sup>er</sup> se voit qualifiée régulièrement de *consors regni*, un terme qui n'était pas inconnu, mais connaît une application plus fréquente dans un contexte spécifique : la conquête de l'Italie. Adelheid intervient comme *consors regni* dans des actes émis à des moments clés de cette conquête. L'articulation plus précise du rôle de la reine se reflète dans les sources narratives d'auteurs aussi différents que l'évêque Liutprand de Crémone ou la nonne Hrosvitha de Gandersheim.

L'impératrice Théophano, épouse de l'empereur Otton II et régente de fait pour son fils Otton III, est sans conteste la figure majeure de la génération suivante. MacLean analyse la charte de mariage, document d'apparence spectaculaire émis à Pâques 972 à Rome, en marge de la cérémonie, destiné à impressionner, mais s'inscrivant plus dans une logique de continuité ottonienne que dans l'imitation d'un modèle byzantin. Théophano intervient régulièrement dans les actes avec le terme de *consors* dans des moments de tensions dynastiques.

Le dernier chapitre est consacré à Cunégonde, épouse d'Henri II et à la conception de son rôle. Il nous ramène aussi à la Lotharingie (et même d'une certaine manière à l'histoire luxembourgeoise) dans la mesure où Cunégonde était la fille du comte Sigefroid, faisant partie de la famille dite d'Ardenne. L'analyse se fait selon la même grille événementielle et relationnelle. La situation était en effet particulière à plus d'un titre. Tout d'abord, Henri II était le fils d'Henri le Querelleur, qui s'était révolté dans les années 970 contre Otton I<sup>er</sup> et avait tenté de mettre la main sur le jeune Otton III en 983-985, entrant en conflit avec Théophano. Sa légitimité n'était pas assurée d'autant qu'il y eut compétition entre plusieurs candidats et qu'il n'était pas destiné à être souverain – ni Cunégonde à devenir reine. Pour s'imposer, Henri dut obtenir des soutiens, dont celui de la famille de Cunégonde et de l'archevêque Willigis, qui le couronne et le consacre roi à Mayence, alors que Cunégonde sera couronnée à Paderborn, le 10 août 1002. En d'autres mots, la reine est mise en avant dès le début du règne, dans un contexte de tension dynastique. Un *ordo* de rituel d'inauguration est d'ailleurs établi à cette occasion. Cela parut d'autant plus nécessaire qu'Otton III, auquel Henri II succédait, était mort sans héritiers, il n'y avait donc pas d'exemple récent de reine consort auquel se rattacher et sur lequel modeler l'image de la nouvelle reine, qui restait à réinventer. L'insistance y est mise sur la fécondité de la reine – une attente compréhensible s'agissant d'une jeune souveraine – et sur son statut de *consors regni* à l'image d'Esther, reine biblique, fréquemment invoquée comme modèle au haut Moyen Âge. Cunégonde fut très active en début de règne, intervenant dans une dizaine de chartes émises sur une année, entre mars 1003 et mars 1004. Sa position semble avoir évolué par la suite, Henri entrant temporairement en conflit avec des membres de la famille de son épouse, qui par ailleurs n'eut pas d'enfants. Néanmoins, elle fait fonction un temps de duchesse de facto en Bavière et, une fois veuve, orchestre la passation des *regalia* à Conrad II, marquant le passage à la dynastie salienne en 1024. Son cas est donc celui d'une « réinvention » d'une tradition, mais en même temps annonce des conceptions du rôle de la reine qui prévalent par la suite.

En mettant l'accent sur l'analyse des contextes immédiats de l'action prêtée aux souveraines, MacLean montre que ces dernières ont réellement bénéficié – et su tirer profit – de circonstances permettant d'agir. Leur pouvoir est une réalité au cours du siècle, particulièrement dans des situations de tensions, voire de crises, autour de l'exercice du pouvoir. La nature des sources, pour la plupart produite par, mais aussi destinées à des élites homogènes permet une telle lecture. Ce sera moins le cas au siècle suivant.

**Hérolf Pettiau**

**Joachim SCHNEIDER, Eberhard Windeck und sein „Buch von Kaiser Sigmund“. Studien zu Entstehung, Funktion und Verbreitung einer Königschronik im 15. Jahrhundert (Geschichtliche Landeskunde, 73), Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2018, 369 S.; ISBN 978-3-515-12059-3; 62 €.**

Mit Eberhard Windecks „Buch von Kaiser Sigmund“ hat sich Joachim Schneider der einzigen im engeren Sinne königs- bzw. hofnahen deutschen Chronik aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angenommen. Die von ihm vorgelegte Monographie präsentiert die Ergebnisse eines im Zeitraum von 2003 bis 2009 an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg geförderten DFG-Projekts zur eingehenderen Untersuchung der Lebensverhältnisse des Mainzer Bürgers und Diener Sigismunds von Luxemburg sowie der von ihm gegen Ende seines Lebens verfassten Chronik.

Diesem, von Windeck selbst als „Buch von Kaiser Sigmund“ bezeichneten, historiographischen Werk, dessen Entstehungskontext, Funktion und Verbreitung sucht sich Schneider über die Vita seines Verfassers anzunähern. Zu diesem Zweck hat er alle auffindbaren Quellenzeugnisse zur Person Eberhard Windecks ausgewertet, die dem Leser im letzten Teil seines Buches (Kap. 9) in Form von Kurzregesten dargeboten werden. Dass 65 dieser insgesamt 146 zeitgenössischen Erwähnungen der Chronik selbst entstammen, ist darauf zurückzuführen, dass sich Windeck in seinem Opus keineswegs darauf beschränkte, Zeugnis über König und Reich abzulegen, sondern vielfach Informationen über die eigene Lebensgeschichte einarbeitete. Gerade auch vor diesem Hintergrund erscheint die seitens des Projekts anvisierte stärkere Berücksichtigung der Person des Autors zwecks Erlangung eines tieferen Verständnisses von seinem künstlerischen Schaffen plausibel.

Nach einer kurzen Einleitung (Kap. 1) macht Schneider den Leser zunächst mit seiner Fragestellung und seiner Vorgehensweise vertraut (Kap. 2). Zweifellos war Eberhard Windeck ein Königsdiener unter vielen. Weshalb also hinterließ gerade der gebürtige Mainzer eine Königschronik für die Regierungszeit des letzten Luxemburgers auf dem römisch-deutschen Thron? Kann die Niederschrift der Chronik als Produkt der eigenen Lebensumstände verstanden werden? Im Anschluss an einen knappen Abriss des Forschungsstands zur bisher bekannten

Biographie des Chronisten (Kap. 3) führt Joachim Schneider den Leser auf 200 Seiten chronologisch durch das Leben seines Protagonisten: Neben den frühen Reisen, die primär Windecks Ausbildung zum Kaufmann dienten, zeichnet Kapitel 4 besonders sein Wirken in Ungarn im Spannungsfeld von Handelsaktivitäten und Königsdienst nach, bevor es die Dienste des späteren Historiographen für König Sigismunds seit dem Konstanzer Konzil fokussiert. Kapitel 5 legt den Schwerpunkt sodann auf die lokale Ebene, indem es sich der Lebensphase nach der Rückkehr Windecks in die Heimatstadt Mainz widmet und sein familiales wie politisches Umfeld (Vertreter von Zünften und Patriziat, Erzbischof von Mainz) analysiert, zugleich jedoch den Bogen zurück zur Reichsebene schlägt. Das sechste Kapitel schließlich setzt nach Eberhards Tod an und bietet einen Ausblick auf sein Erbe und die damit einhergehenden Konflikte. Im letzten Kapitel des Hauptteils (Kap. 7) wendet sich Joachim Schneider der Überlieferung der Windeck'schen Chronik zu. In diesem Zusammenhang erscheint es ihm zentral zu erörtern, welche Gruppierungen ein Interesse an der Verbreitung, aber auch der Rezeption des historiographischen Werkes gehabt haben könnten und welche Rolle diesbezüglich bereits zu Lebzeiten des Chronisten etablierten Netzwerken zukam. Kapitel 8 präsentiert auf übersichtliche Art und Weise die im Rahmen der Studie erzielten Ergebnisse und Schlussfolgerungen.

Schneider zufolge beruhte die Beziehung des Mainzer Kaufmanns zu König Sigismund auf dem Gedanken des gegenseitigen Nutzens: Während der Getreue dem Herrscher Kredite beschaffen und eine Brückenfunktion zu Städten und Fürsten einnehmen konnte, profitierte Eberhard Windeck von seinen Verbindungen zum römischen König, indem er materielle wie ideelle Gegenleistungen seitens des Luxemburgers erfuhr (S. 287). Während sein enger Kontakt zu Sigismund Windeck selbst durchaus ein gutes Auskommen bescherte, vermochte der Kaufmann seine Beziehungen zum Herrscher deutlich weniger gewinnbringend im Sinne seiner Heimatstadt fruchtbar zu machen (S. 289), wodurch sich der Bürger als einziger Gemeindepolitiker mit derartigen Verbindungen im städtischen Kontext angreifbar machte (S. 290). Angesichts dieser Konstellation beurteilt Joachim Schneider das Hinwegtäuschen über diplomatische Misserfolge als eines der Motive, die den Mainzer zur Niederschrift seiner Chronik veranlassten. Unter Verlagerung der Perspektive auf das familiale Umfeld, vor allem die Nachkommen Eberhard Windecks, vermag Schneider weitere Funktionen des „Buches von Kaiser Sigmund“ glaubhaft zu machen: Während seine Niederschrift einerseits den Zweck verfolgte, seine Kampagne gegen den Mainzer Patrizier Peter zum Jungen zu kanalisieren, sollte das transportierte Selbstbild den eigenen Erben dabei behilflich sein, übler Nachrede durch die Gegenspieler der Familie vorzubeugen (S. 292). Ferner ermöglichte die schriftliche Hinterlassenschaft seinen Angehörigen nicht nur, die Königsnähe der eigenen Familie wachzuhalten, sondern auch diverse Ansprüche (Anteil am kaiserlichen Zoll, Stellung innerhalb der Stadt Mainz) zu behaupten (S. 293). Für Eberhard persönlich, entschiedener Vertreter der Mainzer Zünfte, dürften die eigenen Aufzeichnungen auch insofern eine Rechtfertigung der eigenen Position dargestellt haben, als sie die Armut der Stadt und deren Ansehensverlust als Verschulden der alten Eliten bezeichneten.

Joachim Schneider ist es gelungen, eine vielschichtige Studie vorzulegen, die sich aktuelle Herangehensweisen der mediävistischen Forschung zu eigen macht. Am Beispiel des Mainzer Kaufmannes und Chronisten Eberhard Windeck kann Schneider zeigen, dass private und öffentliche, lokale und globale Dimension im spätmittelalterlichen Reich oftmals miteinander verzahnt waren und daher unabhängig voneinander kaum gänzlich verstanden werden können. Souverän operiert der Historiker mit rezenten Forschungskonzepten wie jenem der Ehre und dem der politischen Freundschaft. Dem Rezipienten erleichtert er gelegentlich die Lektüre, indem er Diagramme (Stammbäume, Grafik zur Überlieferungsgeschichte der Chronik) in den Text eingelassen hat. Eine erste Orientierung sowie den Zugang zu Detailinformationen ermöglichen das beigegegebene Personen- und Ortsregister. Auf der Ebene der Historiographieforschung stellt der Verfasser das Potential, welches das „Buch von Kaiser Sigmund“ als Ego-Dokument entfaltet, heraus und vollzieht die Wege, über die Wissen am Ausgang des Spätmittelalters Verbreitung finden konnte, exemplarisch nach. Sicher nicht zufällig stehen zwei der Handschriften, in denen die Windeck'sche Chronik überliefert ist, in direktem Zusammenhang mit Netzwerken, die Eberhard Windeck zu seinen Lebzeiten selbst etablierte (S. 294). Schneider gibt sich bescheiden, wenn er als Ziel seiner Arbeit die Bereitstellung des „lebensgeschichtliche[n] Hintergrund[es]“ (S. 295) Eberhard Windecks als Basis für Anschlussforschung im Hinblick auf das „Buch von Kaiser Sigmund“ benennt. Die von ihm vorgelegte Monographie stellt weit mehr als eine solide Grundlage für die Weiterarbeit an Windecks Geschichtswerk dar, die für die Zeit nach dessen Neuedition gewiss zu erwarten ist.

**Christa Birkel** (München)

**Veronika PROSKE, Der Romzug Kaiser Sigismunds (1431-1433). Politische Kommunikation, Herrschaftsrepräsentation und -rezeption (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii, 44), Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag, 2019; VIII, 447 S., 1 Karte, 33 farb. Abb.; ISBN 978-3-412-50032-0; 50 €.**

Wie sein Urgroßvater Heinrich VII. (1310-1313) und sein Vater Karl IV. (1354/ 55) überquerte auch Sigismund von Luxemburg die Alpen, um sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Allerdings war er zu Reisebeginn 1431 mit 63 Jahren nicht nur wesentlich älter als seine Vorfahren zum Zeitpunkt des Romzugs, sondern auch schon länger römisch-deutscher König (1411) als diese und sein Italienzug der Jahre 1431-1433 unterschied sich auch sonst deutlich von dem seiner Vorgänger. Stand das Unternehmen zu Beginn des 14. Jahrhunderts noch unverkennbar unter kriegerischen Aspekten und wollte Karl IV. vordergründig als Rompilger wahrgenommen werden, war Sigismunds Italienaufenthalt eher von „Tanzmusik“ begleitet und von wesentlich längerer Dauer als der seiner Ahnen, wie Verena Proske in ihrer an der Ludwig-Maximilians-Universität München verfertigten Dissertation dieses Ereignis charakterisiert. So angelegt wurde das Unternehmen daher „zu einem herausragenden Katalysator für innovative, die ephemere

Festkultur überragende Leistungen in Literatur, Musik und bildender Kunst.“ Vom Ansatz der „Kulturgeschichte des Politischen“ aus versteht die Autorin ihre Studie „als interdisziplinäre[n] Beitrag zur Forschung über Bedingungen und Formen politischer Kommunikation zwischen dem Reich und Italien vor dem Hintergrund der sich im Zeichen von Humanismus und Renaissance wandelnden Kultur auf der Apennin-Halbinsel.“ (S. 3) Aktuell-politisches Geschehen auf Reichs- und Kirchenebene wird hierbei im Wesentlichen als bekannt vorausgesetzt und nur mitunter erklärend herangezogen.

Die Arbeit basiert auf der Auswertung zahlreichen Archivmaterials (siehe das Register der ungedruckten Quellen mit Archiven in 66 Städten, S. 320-327) und diverser gedruckter Quellenbestände aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Tschechien, Ungarn und darüber hinaus, womit die Studiengrundlage „von Briefen, Gesandtschaftsberichten, Verwaltungsschriftgut und Urkunden über Historiografie und Reden bis hin zu Musik, bildender Kunst und ‚schöngeistiger‘ Literatur“ reicht.

Vor diesem Hintergrund erörtert Veronika Proske zunächst die „Ziele und Kontakte“ des Romzugs Sigismunds. Mit Enea Silvio Piccolomini und dessen *Pentalogus* benennt sie zwei Hauptzielrichtungen Sigismunds: Zum einen natürlich das prestigeträchtige Erlangen der Kaiserkrone als ein „Mehr“ an Ehre und Autorität, zum anderen den Anspruch auf die Revindikation von Reichsrechten und -gütern in Verbindung mit dem eines Friedenstifters auf der Apennin-Halbinsel. Letzteren begegneten die verschiedenen Parteien Norditaliens und der Papst mit großem Vorbehalt, ja Angst, wodurch zeitweise sogar die Kaiserkrönung selbst zu scheitern drohte bzw. nur mit „großer Mühe“ vollzogen werden konnte (S. 14f.), letztlich aber und nicht zuletzt durch die Persönlichkeit Sigismunds erfolgreich war.

Da dieses kostspielige Unterfangen keineswegs durch das Reichsoberhaupt allein zu realisieren war, es an Unterstützung aus dem Reichsgebiet mangelte und daher finanzieller Unterstützung und militärischen Rückhalts besonders auch seitens italienischer Verbündeter bedurfte, schildert die Autorin zunächst „die politische Verlaufsgeschichte des Italienzugs über bilaterale diplomatische Beziehungen“ (S. 18f.), die der künftige Kaiser zu den Mailänder Visconti, den toskanischen Stadtrepubliken Lucca und Siena, dem Papsttum, Florenz, Venedig und König Alfons V. von Aragón einging. Besonders die „italienischen Gemeinwesen“ Mailand, Siena, Lucca und Rom stehen in den folgenden Kapiteln zur Organisation des Herrscheraufenthalts und der Umsetzung von jeweiligen Adventus und der Krönung selbst im Zentrum der Betrachtung. Hierbei werden auch häufig Parallelen zu den Italienzügen König/Kaiser Friedrichs III., aber auch Karls IV. (der im Register überraschenderweise fehlt), Ludwigs IV. und vereinzelt Heinrichs VII. gezogen.

Die Leserin/der Leser erfährt hier wesentliches über die Zusammensetzung des mit 1000 bis 1500 Mann bezifferten, nicht allzu großen königlichen Gefolges, das zwar als gutgerüstet und multinational, dennoch von Begleitern aus den

Ländern der ungarischen Krone dominiert beschrieben wird und in dem sich eine *grande quantitate de barone* befunden haben soll, das aber stets abhängig war von der „Unterstützung durch mailändische und sienesisische Hilfstruppen“. Vergleichsweise plastisch wird so vor Augen geführt, wie sich die Unterbringung und Versorgung jeweils vor Ort auf diplomatisch-verwaltungstechnischer Ebene gestaltete. Ausführlich werden die Feierlichkeiten in Rom am Himmelfahrtstag (Adventus) und die Krönung am Pfingstsonntag 1433, die mit der Krone Karls IV. erfolgt sein soll (S. 188), auch in Hinblick auf ritualästhetische Aspekte und in Verbindung mit Zeugnissen aus Rhetorik, bildender Kunst oder Musik geschildert.

Die an diesen Akt anschließenden Privilegienverleihungen, die Sigismund freigiebig erteilte und unter denen natürlich die Rangerhöhung der Gonzagas heraussticht, dienten – wie die Autorin darlegt – sowohl der weiteren, dringenden Finanzierung des Italienunternehmens wie auch der Schaffung und Festigung eines dem Kaiser verbundenen Kreises an Personen auf italienischem Gebiet (umfangreiches „Verzeichnis der italienischen Privilegienempfänger auf dem Romzug“ S. 306-315).

Bei all diesen Aktivitäten kam dem näheren Umfeld Sigismunds – also seinen Ratgebern, Kanzleimitarbeitern und Vertrauten – eine entscheidende Rolle zu. Drei der elf in einem Schreiben eines sienesischen Gesandten 1432 namentlich genannten wichtigsten Hofleute werden in eigenen Unterkapiteln vorgestellt (der Italiener Brunoro della Scala, Matko Tallóci, gebürtig aus Ragusa/Dubrovnik, und der aus Eger stammende *grande cancerlieri* Kaspar Schlick); weitere Hofmitglieder, darunter zahlreiche ungarische Adlige, kurz umrissen. Deren Wirken durchzieht jedoch die gesamte Arbeit bzw. alle Phasen des Italienaufenthaltes des Luxemburgers und verdeutlicht die diplomatischen Anstrengungen und das Verhandlungsgeschick des Herrschers.

Da laut Veronika Proske „Sigismund ... prachtvolle Inszenierungen und extrovertierte Selbstdarstellung [schätzte], sind die beiden letzten Kapitel der Arbeit noch einmal explizit der literarischen Produktion und der zeitgenössischen bildenden Kunst während des zweijährigen Aufenthaltes Sigismunds in Italien gewidmet. Unter der Überschrift „Strategien der Akzeptanz“ werden die Facetten der Herrscherpersönlichkeit Sigismunds im Zusammenhang mit seiner „habituelle[n] Selbstdarstellung“ aufgrund der Historiografie thematisiert sowie nach deren Wirkung im Rahmen der Umsetzung des Italienzuges gefragt. Ebenso erfahren hier die vor dem Kaiser zu diesem Anlass gehaltenen Lobreden in Tradition antiker Panegyriker eine nähere Betrachtung, die zur Dichterkrönung führen konnte und nicht zuletzt dem humanistisch gebildeten Redner die Möglichkeit neuer Karrierewege eröffnen sollte. In diesem Zusammenhang hat die Autorin einen „Katalog mit [15] Preisreden und [5] -gedichten“ (S. 316-319) samt deren Textzeugen erarbeitet, um künftige Studien anzuregen. Die während der Zeit des Italienzuges Sigismunds entstandenen Herrscherporträts und deren Charakteristik bilden das Zentrum des Kapitels zur „Rezeption des Romzugs in der bildenden Kunst“, das durch die im Anhang der durchweg gut lesbaren

Monografie beigegebenen 33 farbigen Abbildungen leicht nachvollziehbar ist und somit die Arbeit durchaus zu einem Lektüervergnügen werden lässt.

Die abschließende positive Wertung des Italienzugs Sigismunds als Beispiel „für eine sich stets wandelnde vormoderne Herrschaftspraxis im Spätmittelalter“ (S. 304), findet seine Entsprechung schon im Urteil der Zeitgenossen über Sigismund: *Da er die macht nütt hatt noch haben mocht, also uberkam er alle sine sachen mit gütten worten und vil verhaissen, und mit listen.*<sup>1</sup>(S. 18).

**Anne-Katrin Kunde** (Kleve)

**Andreas RUTZ, Die Beschreibung des Raums. Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel im Mittelalter und Früher Neuzeit, 47), Köln / Weimar / Wien: Böhlau, 2018; 583 S., 20 farb. Abb.; ISBN 978-3-412-50891-3; 80 €.**

Was sind Grenzen? Seit wann gibt es sie, welche Räume werden durch sie definiert und was ist ihre Bedeutung für die Territorialgeschichte? Mit diesen Fragen greift Andreas Rutz zweifellos eines der wichtigsten Themen der Geschichtlichen Landeskunde auf: die Erforschung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Territorien und ihrer Grenzziehungen. Es geht ihm dabei vor allem um die Erforschung des Verhältnisses von Raum und Herrschaft in der *longue durée* vom Mittelalter über die frühe Neuzeit bis zum Ende des Alten Reiches. Im Mittelpunkt stehen die Territorialgrenzen des Heiligen Römischen Reiches, vor allem die konkreten „Akte der Grenzziehung selbst, die als Teil der Konstruktion von Räumen, genauer von Herrschaftsräumen verstanden werden“ (S. 14). Mit der Frage nach den Grundlagen und der Entwicklung vormoderner Territorialstaatlichkeit in einem zeitlich, räumlich und methodisch umfassenden Zugriff widmet sich Rutz in seiner Bonner Habilitationsschrift von 2014, die für den Druck um jüngere Literatur ergänzt wurde, einem Forschungsdesiderat, das sich gerade wegen des in den letzten Jahrzehnten wieder stärker werdenden Interesses am Thema „Grenzen“ immer drängender gezeigt hat. Und die hohen Erwartungen, die er mit dieser ambitionierten Fragestellung weckt, werden nicht enttäuscht.

Der zeitliche Rahmen der Untersuchung wird grob in drei Teile gegliedert: Mittelalter (Kapitel I und II), frühe Neuzeit (Kapitel III und IV) und 18. Jahrhundert (Kapitel V). Räumlich wird auf Beispiele aus dem gesamten Reichsgebiet zurückgegriffen. Mit Rheinland-Westfalen, Franken und Bayern definiert der Autor jedoch drei Regionen als „engeren Untersuchungsraum“, die exemplarisch sind für „unterschiedliche Grade territorialer Integration“ (S. 32). Das Herzogtum Bayern steht mit seiner früh erlangten räumlich-territorialen Einheit den beiden

---

<sup>1</sup> Zitat bei V. Proske nach Bernhard STETTLER, Die sog. Klingenberger Chronik des Eberhard Wüst, Stadtschreiber von Rapperswil (= Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, 53), St. Gallen 2007, S. 201f.



anderen Regionen gegenüber, die charakterisiert sind durch kleinräumige, konkurrierende Herrschaftsstrukturen geistlicher und weltlicher Territorialherren. Aus luxemburgischer Sicht erhöht diese Auswahl noch den Wert der Studie, da auf viele Beispiele aus dem Raum der heutigen Großregion zurückgegriffen wird: Lothringen, Luxemburg, die drei rheinischen Kurfürstentümer Trier, Köln und Mainz und die verschiedenen pfälzischen Territorien, um nur die wichtigsten zu nennen. Und auch dem Königreich Frankreich mit seiner Politik der zunehmenden territorialen Ausdehnung in das westliche Reichsgebiet wird große Aufmerksamkeit gewidmet.

Vom methodischen Ansatz her stützt sich Rutz auf die aktuelle kulturwissenschaftliche Raumforschung, die im Zuge des spatial turn vor allem den Konstruktionscharakter von Räumen betont hat. Darüber hinaus greift er auf die von der Soziologin Martina Löw 2001 vorgelegte Theorie einer „Raumsoziologie“ zurück, die bereits in vielen historischen Studien zu kleineren Räumen erfolgreich Anwendung fand. Die theoretische Adaption der Löwschen These auf die von Rutz untersuchten territorialen Herrschaftsräume mittlerer Größe ist durchaus überzeugend. Dadurch können beispielsweise das Aufstellen von Grenzsteinen oder die in Weistümern häufig überlieferte symbolische Kennzeichnung von Grenzen durch Umgänge als „Spacingprozesse“ definiert werden, die als sog. „Syntheseleistung“ auf abstrakte Vorstellungen der dadurch konstruierten Grenzen im Raum schließen lassen. Rutz betont zudem, dass „die Analyse von Räumen, genauer die Untersuchung von Grenzen und Grenzziehungen, Rückschlüsse auf die gesellschaftlichen Strukturen zulässt, die die herrschaftlichen Raumkonstitutionen maßgeblich bestimmten bzw. erst ermöglichten“ (S. 28). Der im Spätmittelalter einsetzende Territorialisierungsprozess lässt sich somit in einer neuen Perspektive betrachten. Der durch Grenzen definierte Herrschaftsraum markiert nicht mehr den Endpunkt einer „politik- und verfassungsgeschichtlichen Entwicklung“, sondern ist vielmehr das Ergebnis „der Wechselwirkung von gesellschaftlichen Strukturen und raumkonstituierendem Handeln“ (S. 28). Ein plausibler Ansatz, der zu einem neuen Verständnis territorialer Grenzziehungen und der Konstruktion von Herrschaft im Raum beiträgt. Denn die zunehmende Ausbildung und Verfestigung von Grenzen wird nun selbst als wesentlicher Teil von Staatsbildungsprozessen angesehen.

Der Hauptteil der Studie ist chronologisch in fünf Kapitel gegliedert, die jeweils mit einem Fazit abgeschlossen werden. Die durchweg überzeugende Darstellung und Diskussion der Thematik zeugt von der umfassenden Kenntnis des Forschungsstands und basiert auf der Analyse einer großen Zahl aussagekräftiger Quellen. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit Herrschaft und Raum im Mittelalter. Hier zeigt der Autor auf, dass entgegen früherer Ansichten bereits häufig räumlich gedacht und Herrschaft linear abgegrenzt wurde. Im zweiten Kapitel, dem umfangreichsten des Bandes, stehen dann die „vormodernen Verfahren zur Beschreibung und Markierung von Grenzen“ im Fokus der Darstellung. Neben materiellen Markierungen wie Grenzsteinen und Hinrichtungsstätten oder symbolischen Markierungen wie regelmäßigen Umgängen und Herrschaftsinszenierungen auf einer Grenze werden auch die frühesten Regionalkarten detailliert in den Blick genommen. Rutz kann

zeigen, wie innovativ der praktische Aspekt dieser regionale Karten bei der Visualisierung und Bestimmung von Grenzverläufen war. Mit der zunehmenden Professionalisierung der kartographischen Methoden nahm ihre Bedeutung stetig zu und in der frühen Neuzeit wurden sie zum wichtigsten herrschaftlichen Instrument zur Beschreibung und Markierung von Grenzen. Diesem Prozess der Verwissenschaftlichung territorialer Grenzziehungen widmet sich Rutz im dritten Kapitel.

Entsprechend der zunehmenden Bedeutung von Karten als Leitmedium der Raumbeschreibung steht die Kartographie im Zentrum der beiden letzten Kapitel: „Grenzziehungen im 16. und 17. Jahrhundert“ und „Grenzkarten als Argument. Herrschaft und Raum im 18. Jahrhundert“. Im Hinblick auf die heutige Großregion sind vor allem die Widerstände gegen den Gebrauch von Karten von besonderem Interesse, die Rutz am Beispiel von Lothringen gut aufzeigen kann. Gehörte das Herzogtum in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter René II. noch zu denjenigen frühmodernen Staaten, die die Kartographie besonders förderten, so kehrte sich diese Begeisterung für die innovative neue Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ins Gegenteil um. Es war die herzogliche Verwaltung, die an der traditionellen Form der verbalen Landesbeschreibung festhielt; denn nur so konnten, im Unterschied zu einer per se generalisierenden kartographischen Visualisierung, sämtliche Rechts- und Besitztitel des Herzogtums erfasst werden. Einen ähnlichen Widerstand gegen den Gebrauch von Karten kann Rutz auch für Kurköln nachweisen.

Trotz der im regionalen Rahmen teils kritischen Bewertung der Kartographie konnte sich diese bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als Leitmedium der Raumbeschreibung durchsetzen. Allerdings weist Rutz zu Recht darauf hin, dass „von einer generellen Ablösung der gleichsam ‚mittelalterlichen‘ Verfahren“, also der verbalen Beschreibungen sowie der materiellen und symbolischen Markierungen im Feld, „auch am Ende des Alten Reiches keine Rede sein kann“ (S. 455). Sie bestanden weiter neben der kartographischen Beschreibung und ergänzten diese.

In seiner „Schlussbetrachtung: Zur Periodisierung des herrschaftlichen Zugriffs auf den Raum in der Vormoderne“ fasst Rutz die zentralen Ergebnisse seiner Forschungen überzeugend zusammen. Er hat zum Thema der territorialen Grenzziehungen der Vormoderne und der Beschreibung des Raumes im Heiligen Römischen Reich für die Zeit von 800 bis 1800 ein hervorragendes Buch geschrieben, das die Forschung zum Verhältnis von Raum und Herrschaft auf eine neue Grundlage stellt. Es wird der landeskundlichen Forschung neue Impulse geben, gerade auch in der Großregion.

**Martin Uhrmacher**

**Et wor emol e Kanonéier. L'artillerie au Luxembourg, hg. v. MNHA (Musée National d'Histoire et d'Art) durch François REINERT (Publications du Centre de documentation sur la forteresse de Luxembourg auprès du MNHA, 7), Luxembourg 2019; 272 S.; ISBN 978-2-87985-617-9; 33 €.**

Bei dem vorliegenden Band, ein Farbdruck mit zahlreichen Abbildungen in Softcover-Format 24 x 31 cm, handelt es sich um den Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im *Musée Dräi Eechelen*, Luxemburg, die vom 26. Juni 2019 bis 22. März 2020 (siehe: <https://m3e.public.lu/fr/expositions/A-venir-expo-artillerie.html>) besucht werden konnte. Der Inhalt umfasst 52 Beiträge in drei Sprachen (31 frz.; 20 dt.; 1 lux.), organisiert in zehn thematischen Kapiteln, die jeweils bilingual (frz. u. engl.) eingeleitet werden. Die sieben Autoren sind bis auf eine Ausnahme alles Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Festungsmuseums Drei Eichel und des MNHA, was für die große Fachkompetenz dieser Institution spricht. Mit allein über 20 Beiträgen ist der Herausgeber François Reinert (Conservateur délégué à la direction du Musée Dräi Eechelen) hervorzuheben.

Der Titel spielt als Zitat auf die populäre Operette/Komödie des Luxemburger Volksdichters Dicks (Edmond de la Fontaine) aus dem Jahre 1855 an, als Luxemburg noch Festungsstadt des Deutschen Bundes war. Der Zeithorizont des Bandes führt aber weit über die Zeit der Bundesfestung (1815-67) hinaus und setzt für den Untersuchungsraum – im engeren Sinne die Stadt Luxemburg, im weiteren Sinne das Gebiet des (Groß-)Herzogtums – folgerichtig bei den Burgundern im späten 15. Jahrhundert an. Die Herzöge Burgunds waren Pioniere der Rohrartillerie, und hinterließen ihre Spuren auch in Luxemburg. Im Grunde hat sich das AutorInnenteam die Aufgabe gestellt, diesen Spuren bis zum funktionalen Ende der Kanonen als kriegstaugliche Artillerie vor dem Ersten Weltkrieg zu verfolgen, als die letzten Geschütze der Freiwilligenkompanie des Großherzogtums nur noch für Ehrensalven in Gebrauch standen. In den Beiträgen wird die Festungs- und Belagerungsartillerie bzw. die Feldartillerie (Fuß-, Fahrende und Berittene Artillerie) im Kontext der jeweiligen Zeit vorgestellt, d. h. es wird einerseits das Zusammen- und Gegenspiel von Festungswerk und Artillerie bei Belagerung und Verteidigung präsentiert. Andererseits der Einsatz im Feld und in der Schlacht beschrieben. Der Band vermittelt den Eindruck, dass keinem, auch noch so kleinem Hinweis in Bezug auf Kanonen in Luxemburg nicht nachgegangen wäre. Das förderte auch ‚exotische‘ Beispiele zu Tage, wie Salutkanonen (gegossen 1749) im Bestand der großherzoglichen Waffensammlung, die ursprünglich zur Ausrüstung der Kurtrierer Moselflotte gehörten. Neben der technisch-militärischen Darstellung von Zweck und Gebrauch der Kanonen, werden die einzelnen Geschütze als Waffensystem vorgestellt, d. h. als ein Bestandteil einer ganzen militärischen Infrastruktur gesehen. Damit werden in den Kapiteln neben Fragen der Herstellung (Kanonen- bzw. Glockengießereien), des Unterhalts (Arsenal, Verwaltung, Pulverlager), des Einsatzes (Zugpferde, Lafetten) auch Bedienungsmannschaften behandelt. Kulturgeschichtliche Dimensionen gewinnt der Band mit den darin verwobenen Anekdoten, wie etwa

über die bekannte Explosion des Pulverturms 1807 in Luxemburg-Stadt oder über Spionageaktivitäten, genauso wie mittels kunsthistorischer Exkurse hinsichtlich der bildlichen Darstellung auf zeitgenössischen Schlachtengemälden oder der Ästhetisierung von Kanonen als künstlerisch ausgestaltete Prestigeobjekte von Fürsten. Als Begleitband und Katalog zur Ausstellung liegt hier in jeder Hinsicht – wissenschaftlich wie gestalterisch gesehen – ein vorbildlicher Band vor. Als eigenständige Publikation hätte man sich vielleicht noch eine allgemeine Einführung zur Geschichte der Rohrgeschütze jenseits des Luxemburger Kontextes gewünscht. Diese kleine Kritik trübt aber keineswegs den Gesamteindruck einer wirklich lesenswerten und – bei den vielen aussagekräftigen Abbildungen – auch betrachtenswerten Publikation mit hohem Informationswert über die Grenzen des historischen Raumes Luxemburg hinaus.

**Thomas Kolnberger**

**Georges HELLINGHAUSEN, Kleine Diözesengeschichte Luxemburgs, Münster/Westf.: Aschendorff Verlag, 2020; 180 S.; ISBN 978-3-402-24666-5; 19,80 €.**

Jubiläen lenken die Aufmerksamkeit auch bei Historikern und Kirchenhistorikern gerne auf bestimmte Themen, die vielleicht sonst nicht zu Forschungen und Publikationen geführt hätten. Diesem Hintergrund verdankt auch das hier zu besprechende Buch seine Existenz, denn es ist motiviert durch die Gründung des Bistums Luxemburg vor 150 Jahren im Jahr 1870. Damit ist die (Erz-)Diözese Luxemburg im Vergleich zu den bis in die Spätantike und das frühe Mittelalter zurückreichenden Bistümern der Umgebung (Lüttich, Metz, Trier) historisch also eine junge Erscheinung. Mit Georges Hellinghausen hat die Bistumsgeschichte einen als Professor für Kirchengeschichte am Luxemburger Priesterseminar und an der *Luxembourg School of Religion and Society* tätigen und durch jahrelange Forschungen zum Thema ausgewiesenen Bearbeiter gefunden, der zudem als Dompropst des Kathedralkapitels zur Prominenz der heutigen Luxemburger Kirche gehört.

Die Darstellung folgt grundsätzlich der chronologischen Ordnung, die um die Wende zum 19. Jahrhundert einsetzt und bis in die Gegenwart ausreift. So gibt der Autor auch den weitreichenden Veränderungen der jüngsten Zeit noch einigen Raum, die sich in der langen historischen Perspektive noch mehr als in einer rein gegenwartsbezogenen Betrachtung als geradezu dramatischer Umbruch zeigen. In diese Ordnung streut Hellinghausen einzelne systematische Kapitel ein, in denen er bestimmte Themen bündelt. Im ersten Kapitel, das eigentlich nur die Phase bis 1870 umfasst, findet sich dementsprechend auf den S. 33-37 ein vom Rezensenten sehr begrüßter Überblick zu den Beziehungen zwischen Luxemburg und der Trierer Kirche bis zur Gegenwart oder auf den S. 41-43 eine äußerst komprimierte Erörterung zum „Kirchenbau im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“. Am Ende des dritten Kapitels (zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts) begegnet analog ein übergreifendes Kapitel zum Verhältnis Rom-Luxemburg (S. 97-101). Ob

solche eingestreuten Themenkapitel die ideale Lösung für das zweifellos immer schwierige Ringen zwischen Chronologie und Systematik sind, bleibt diskutabel.

Detailliert zeigt der Autor die keineswegs linear verlaufende Geschichte bis zur Bistumsgründung auf. Die hohe Bedeutung des Klerus, der Orden – insbesondere im sozialkaritativen Bereich –, der kirchlichen Vereine und Presseorgane für die Gesellschaft Luxemburgs im Untersuchungszeitraum unterstreicht Hellinghausen mit guten Gründen. Dank der engen personellen Verbindungen zwischen Klerus, katholischen Organisationen und einer katholisch orientierten Partei (seit den 1920er Jahren Rechtspartei bzw. später CSV) ergaben sich vielfältige Einwirkungen auch im unmittelbar politischen Raum. So entsteht in Hellinghausens Darstellung das Bild eines bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts vielgliedrigen, in sich aber geschlossenen Luxemburger Katholizismus. Dass es auch in ihm, der seine tiefste Verankerung in den ländlichen Räumen des Nordens und Ostens hatte (vgl. das Kap. zur Religionssoziologie S. 85-89), Binnendifferenzierungen mit Spannungspotential gab, wird nicht näher untersucht, genauso wie mögliche Abgrenzungsbemühungen von katholischen Gruppen und Organisationen gegenüber einem nicht selten scharf artikulierten Führungsanspruch der kirchlichen Hierarchie kaum in den Blick kommen. Diese Aspekte finden jedoch im ausführlichen Kapitel zur Entwicklung seit den 1960er Jahren Beachtung. Sie erscheint einerseits als ein Bruch mit der vorausgegangenen Epoche und als Krise von Kirche und Katholizismus. Andererseits würdigt der Autor sie jedoch auch als gelungenen Abschied von Elementen eines kirchlich-klerikalen Triumphalismus und als pastorale Neuorientierung. Entkopplungsprozesse zwischen Partei (CSV), Presse (*Luxemburger Wort*) und kirchlichem Amt werden als schmerzender Verlust – die persönliche Betroffenheit des Autors ist deutlich spürbar – wie als wenigstens zeit- und teilweise erfolgreiche pragmatische Transformationsleistung der zivilen Akteure beschrieben. Beim Ausblick in die jüngste Vergangenheit und Gegenwart entdeckt Hellinghausen eine suchende Kirche, eine bunte Vielfalt katholischer Lebensstile und einen Paradigmenwechsel im Verhältnis Kirche-Staat. Im Vergleich zur Mitte des 20. Jahrhunderts haben sich nicht nur das Land und seine Bevölkerung (heute 50 % Nicht-luxemburger), sondern es hat sich auch die Kirche in und mit ihr enorm verändert.

Auf ein besonders spannendes Thema sei noch eigens aufmerksam gemacht: das Verhältnis von Luxemburger Nation und Luxemburger Kirche. Genauer noch: Trug die kirchliche Entwicklung zum Entstehen dessen bei, was man als Luxemburger Nation mit einem spezifischen Nationalgefühl bezeichnen kann und wie genau geschah dies? Hellinghausen tendiert dazu, einen großen Beitrag anzunehmen und spricht etwa auf S. 78 davon, dass sich die Kirche als „Trägerin des Nationalgefühls und des Unabhängigkeitsgedankens“ in den 1930er Jahren profiliert habe, was sich dann in der Zeit der NS-Besatzung vertiefte. Immer wieder rekurriert er als ein Moment der Verbindung auch auf die Marienverehrung, die um die Trösterin der Betrübten kreist (vgl. z.B. S. 39f.). Sie hatte in der Tat seit dem 17. Jahrhundert eine identitätsstiftende Dimension. Genau dieser Kult konstituierte aber auch eine von Hellinghausen selbst beschriebene Kultgemeinschaft, die seit dem Entstehen

und bis weit in das 20. Jahrhundert hinein deutlich über das Gebiet des erst 1839/40 neu umschriebenen Großherzogtums hinausging. Diese Tatsache, aber auch die von Hellinghausen angesprochenen antiklerikalen Kräfte in der Luxemburger Bevölkerung (liberales höheres Bürgertum; sozialistische Arbeiterschaft) und die zumindest bis ca. 1920 immer wieder aufflammenden Kirche-Staat-Konflikte lassen das Verhältnis zwischen Nationwerdung, Bistumsentwicklung und Katholizismus ebenso als hochkomplexen, fruchtbaren Gegenstand weiterer Forschungen erscheinen wie die aktuellen Entwicklungen hin zu einem multinationalen und multiethnischen Luxemburg.

In diesen Zusammenhang ist auch ein mehr oder minder unbewusst wirksames Narrativ in diesem Band einzuordnen, das dem als Nichtluxemburger Kirchenhistoriker in Trier wirkenden Rezensenten aufgefallen ist. Gemeint ist das „Trauma“ eines jahrhundertlang vergeblichen Bemühens Luxemburger Autoritäten, ein eigenes Bistum zu erlangen und damit für das Gebiet des (Groß-)Herzogtums die Übereinstimmung zwischen staatlichem Territorium und kirchlicher Organisation herbeizuführen. Dieses implizite Narrativ hat dabei durchaus inhaltliche Konsequenzen, denn in einer solchen Perspektive ist die Entwicklung im 19. Jahrhundert eine Geschichte wachsender Erfolge, die 1870 mit der Bistumsgründung ihren Höhepunkt erreichte. Vor diesem Hintergrund gerät dann folgerichtig die voraufgehende Phase des Ancien Régime in ein eher düsteres Licht als Zeit der „Zerrissenheit“ und der „religiösen Zentrifugalkräfte“ (S. 15). Diese Deutungsperspektive ergibt sich aus der Sicht einer Geschichte des Erzbistums Trier, zu dem einstmals weite Teile der Luxemburger Lande kirchlich gehörten, nicht mit derselben Folgerichtigkeit. Sie ist Teil einer Identitätskonstruktion.

Bilanzierend lässt sich festhalten: Hellinghausen hat eine sehr gut lesbare Darstellung verfasst, die äußerst fakten- und facettenreich ist und dementsprechend hohen Informationsgehalt besitzt. Es gelingt dem Autor durch gezielte Hinweise auch immer wieder, die Luxemburger Entwicklungen wenigstens ansatzweise mit den übergeordneten Tendenzen im Katholizismus zu verbinden. Weithin dezent in der Urteilsbildung, die auch gelegentlich kritische Akzente gegenüber kirchlichen Akteuren – und sogar Rom – nicht scheut, erreicht das Buch auf diesem Weg uneingeschränkt das, was es sein will: Es ist ein fundierter, knapp gehaltener Überblick für eine breite Leserschaft im In- und Ausland, die an einzelnen Stellen allerdings Mühe haben wird, die extrem verdichteten Informationen vollumfänglich nachzuvollziehen (z. B. S. 22 zu den „Orangisten“). Das ist keine geringe Leistung und verdient hohe Anerkennung und Respekt. Dass es einzelne Aussagen gibt, über die fachwissenschaftlich zu diskutieren wäre (vgl. aus Trierer Sicht die Bemerkungen S. 27 zum hermesianischen Rationalismus im Trierer Priesterseminar oder S. 34 zur vermeintlich „nachaufklärerischen“ Haltung Trierer Bischöfe gegenüber Wallfahrten und Prozessionen noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts), gehört zum normalen Diskurs. Es ist zu bedauern, dass bei dem bescheidenen Umfang des Buchs manches ausgeblendet bleibt oder nur angerissen wird, was nähere Betrachtung verdient hätte (Verhältnis etwa zum Judentum und

speziell die Frage eines katholischen Antisemitismus). Dem Autor ist dies ebenso bewusst wie der von ihm freimütig eingeräumte vorwiegend binnenkirchliche Fokus seiner Ausführungen. Auch eine stärker theoriegeleitete wissenschaftliche Vertiefung einiger zentraler Kategorien und Begriffe wäre sicher denkbar und grundsätzlich wünschenswert (z. B. zu Nation / Konstruktion von Nationalität; Milieu / Versäulung / Pfeilerbildung; „Volksreligiosität“; Säkularisierung und / oder Dechristianisierung). All das zu leisten, bleibt einer noch zu schreibenden umfassenden Diözesengeschichte Luxemburg vorbehalten.

**Bernhard Schneider** (Trier)

**Henri WEHENKEL, La république trahie, Luxembourg : Éditions d’Lëtzeburger Land, 2019; 191 p. ; ISBN 978-99959-949-6-9 ; 29 €.**

Le 10 novembre 1918, avant même que l’armistice n’eût officiellement été déclarée, un groupe de 500 personnes se réunit à Luxembourg-Ville et proclama la république. Avec le retrait des troupes allemandes du territoire luxembourgeois, la colère et l’exaspération réprimées durant les quatre années d’occupation éclatèrent au grand jour. La Grande-Duchesse Marie-Adélaïde, dont la légitimité avait été compromise dès le début de son règne en 1912 par ses interventions politiques partisans et, à partir de 1914, par ses relations trop étroites avec l’occupant, en devint la cible principale. Mais le Conseil ouvrier et paysan, constitué au cours de cette première manifestation, ne demandait pas uniquement l’abdication de la Grande-Duchesse. Parmi ses revendications figuraient des doléances d’ordre social et économique telles que l’instauration de la journée de huit heures, l’introduction du suffrage universel ainsi que l’étatisation des chemins de fer, des banques et de l’industrie. Le temps semblait venu pour le peuple d’enfin faire valoir ses droits et de remédier aux injustices subies bien avant l’éclatement de la Grande Guerre. Le climat révolutionnaire n’allait pourtant durer que deux mois avant que l’ancien régime ne soit réinstallé le 11 janvier 1919 grâce à l’intervention des troupes françaises.

Ces sont ces deux mois sans pareils dans l’histoire du Luxembourg que le chercheur Henri Wehenkel passe en revue dans son nouvel ouvrage. Le livre, composé d’articles parus auparavant dans l’hebdomadaire *Lëtzeburger Land* à l’occasion du centenaire de la république avortée, promet de “rétablir l’enchaînement véritable des faits” qui aurait jusqu’à présent été dissimulé sous une “montagne d’hypocrisie” (p. 12-13). Une série de courtes biographies sur les personnages principaux de la (contre-)révolution vient compléter chaque chapitre et permet de mieux comprendre les motifs personnels des différents acteurs. Les sympathies que l’auteur éprouve pour la cause défendue transparaît clairement à travers l’ouvrage. Il en va de même pour ses ressentiments à l’encontre du régime monarchique et de la vénération “un peu enfantin[e]” (p. 11) dont la couronne faisait (et fait toujours) l’objet. Malgré ce parti-pris, Wehenkel livre une analyse historique sans jugement ni condamnation, et démonte les amalgames et idées préconçues.

Le chercheur s'en prend tout d'abord à la perception dominante du rôle et de la place de la monarchie dans la société luxembourgeoise. Si la monarchie sert aujourd'hui de lieu de mémoire par lequel les Luxembourgeois définissent leur identité nationale et leur sentiment d'appartenance commune, Wehenkel rappelle que ce sentiment n'est pas ancré dans la tradition historique du pays. La monarchie luxembourgeoise a en effet été instaurée assez tardivement – à savoir en 1890 avec l'accession au trône d'Adolphe de Nassau-Weilburg. L'idée d'une république luxembourgeoise date quant à elle de 1848, quand une Constitution "quasi-républicaine" (p. 18) fut élaborée à Ettelbruck, précédant donc largement la fondation de la dynastie nationale. Wehenkel remet également en question l'argument tant répété selon lequel la monarchie aurait été une condition *sine qua non* à la préservation de l'indépendance nationale après la Première Guerre mondiale. Selon lui, les discussions autour de l'indépendance menacée ne constitueraient qu'un "faux débat" (p. 170), les pays voisins ayant disposé d'autres moyens pour faire obtempérer le Luxembourg. Il omet néanmoins que les plans d'annexion de la Belgique étaient bien réels. Tant les nationalistes belges que les partisans luxembourgeois de l'annexion œuvraient au renversement de la dynastie Nassau dans l'espoir – sans doute fondé – qu'un tel dénouement faciliterait une incorporation au Royaume de Belgique. Il est dommage que Wehenkel ait délibérément laissé de côté la question de la diplomatie internationale ("le choux gras des historiens à l'ancienne" - p. 13), d'autant plus que certains meneurs révolutionnaires avaient ouvertement soutenu l'idée d'un rattachement à l'un des deux voisins à l'Ouest. Wehenkel minimise les attitudes annexionnistes de ces derniers en les qualifiant de "paroles imprudentes qui pouvaient être mal interprétées" (p. 167). Pourtant, il est fort probable que le soutien de certains orateurs au rattachement ait fini par aliéner bon nombre de sympathisants.

En fin de compte, il s'avère que ni l'annexion, ni le régime républicain ne jouissaient d'un appui majoritaire au sein de la société luxembourgeoise. Contrairement à ce qu'écrit l'auteur, le vote populaire n'a pas été le "seul principe valable" (p. 49) des révolutionnaires, bien que ces derniers eussent vocation à représenter le peuple. Tant les meneurs de la révolution que les députés qui les soutenaient avaient essayé à maintes reprises d'accélérer l'abdication de la dynastie avant toute consultation populaire. Ironiquement, ce ne fut qu'au moment crucial de la révolution que, à la grande surprise de la foule rassemblée devant la Chambre le 9 janvier 1919, les députés changèrent soudainement de cap et déclarèrent la ratification du principe républicain précisant néanmoins qu'il devait être confirmé par un référendum. La victoire ahurissante des monarchistes à la suite du référendum politique du 28 septembre 1919 met sérieusement en doute l'argument selon lequel les revendications républicaines reflétaient la volonté du peuple. Wehenkel s'explique la lourde défaite des républicains par la succession au trône de Charlotte en janvier et par l'appel au boycott des libéraux et socialistes. Néanmoins, il est invraisemblable qu'un nombre important de partisans ait abandonné ses convictions suite à l'avènement de Charlotte. Tout comme il est impossible de déterminer le pourcentage des absentéistes ayant suivi l'appel au boycott lancé par les partis de gauche. L'auteur signale que la majorité de ±80% en



faveur de la monarchie se réduirait à  $\pm 53\%$ <sup>1</sup> si l'on tenait compte des abstentions et des votes nuls mais cela ne change rien au fait que le camp monarchiste a recueilli la majorité absolue du suffrage en devançant de loin le camp des républicains.<sup>2</sup>

D'autres hypothèses avancées dans le livre s'avèrent beaucoup plus convaincantes. Ainsi, Wehenkel rejette p. ex. l'idée que les révolutionnaires étaient des complotistes et des agitateurs violents. Selon lui, il s'agissait au contraire de citoyens qui voulaient faire prévaloir leurs droits. Des émeutes violentes ont bel et bien eu lieu durant ces deux mois – notamment à Esch le 26 novembre – mais elles n'étaient pas nécessairement motivées politiquement. Si violence illégitime il y eut, elle fut moins utilisée par les révolutionnaires que par le gouvernement Reuter qui fit plusieurs appels à la force armée française pour réprimer les manifestants. En effet, le gouvernement Reuter ne se maintint que grâce à la protection offerte par le général de la Tour. En fin de compte, l'instauration de la république s'est heurtée aux baïonnettes françaises. La république a donc été trahie en premier lieu par sa grande sœur républicaine qui occupait alors le pays. Mais elle a aussi été trahie par les députés de gauche qui, au moment décisif, manquèrent de détermination. Dans une certaine mesure, elle a également été trahie par le gouvernement Reuter qui, afin de se sortir de l'impasse, temporisa par des promesses de réformes sociales qui ne furent pas toutes mises en œuvre.

Le livre d'Henri Wehenkel se termine par des extraits du manuel scolaire d'Arthur Herchen, présentés sans commentaires. Les extraits sont en effet parlants et reflètent bien le point de vue tendancieux du récit officiel qui entoure la révolution. En ce sens, ils confirment la nécessité d'une contre-expertise et appuient le travail de démystification entrepris par l'auteur, même si, sur certains points, ce dernier ne parvient pas entièrement à convaincre.

**Mo Hamdi**

**Carlo LEJEUNE, Christoph BRÜLL, Peter M. QUADFLIEG (Hg.), Grenzerfahrungen. Eine Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens, Bd. 4: Staatenwechsel, Identitätskonflikte, Kriegserfahrungen (1919-1945), Eupen: Grenz-Echo Verlag, 2019; 399 S., zahlr. Abb.; ISBN 978-3-86712-139-2; 29,95 €.**

2019 erschien in der Publikationsreihe „Grenzerfahrungen“ Band 4, in dem es um die Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft (DG) Belgiens zwischen 1919 und 1945 geht. Der aufwändig gestaltete Sammelband enthält Artikel zahlreicher Autor\*innen, die sich in 16 Beiträgen mit den Umständen und Folgen der Staatenwechsel, den daraus entstehenden Identitätskonflikten

<sup>1</sup> En réalité le pourcentage s'élève à  $\pm 55\%$ . Il faut en effet ajouter les votes en faveur d'une autre Grande-Duchesse que Charlotte ainsi que ceux en faveur d'une autre dynastie que celle des Nassau – ces votes faisant également office de votes monarchistes.

<sup>2</sup> Dans le même cas de figure, les républicains n'auraient obtenu que  $\pm 13\%$  des voix au lieu de  $\pm 20\%$ .

sowie den Erfahrungen aus zwei Weltkriegen befassen. Die Beitragenden stammen vornehmlich aus Belgien beziehungsweise aus der Region selber und gehören zu ausgewiesenen Kennern ostbelgischer Geschichte und Politik. „Grenzerfahrungen“ versteht sich als „Publikationskonzept“ und will mehr als eine Aneinanderreihung unterschiedlichster Themen sein. So wollte man Regionalhistoriker\*innen, Sprachwissenschaftler\*innen und Forscher\*innen zu einer Art „Historikerkollektiv“ vereinen und tatsächlich sind die meisten Beiträge in Gemeinschaftsarbeit entstanden. Die Autor\*innen sind mehrheitlich in den 1980er und 1990er Jahren geboren und zeichnen sich u. a. dadurch aus, dass sie – bedingt durch ihre pluridisziplinären universitären Ausbildungswege – multiperspektivisch an das Thema herangehen konnten.

Im einleitenden Beitrag unternehmen Andreas Fickers und Christoph Brüll fast in eigener Sache eine Spurensuche in ostbelgischer Geschichte. In einer familienbiografischen Perspektive wollen die Autoren historische Zäsurerfahrungen und lebensgeschichtliche Kontinuitätsansprüche beleuchten. Dafür übernehmen sie das soziologische Konzept des situativen Opportunismus, das es erlaubt, die Entscheidungs- und Handlungsspielräume ostbelgischer Akteure vor dem Hintergrund historischer Brüche zu definieren. Ostbelgien erlebte zwischen 1918 und 1945 mehrere prägende Einschnitte: den Staatenwechsel 1919, die Integration des Territoriums in den belgischen Staat 1925, die Annexion durch NS-Deutschland 1940, schließlich die Rückkehr zu Belgien 1945 und die Säuberungsaktionen in der Nachkriegszeit. Fickers und Brüll plädieren dafür, historische Begrifflichkeiten und antagonistische Deutungsmuster zu hinterfragen. Dies erlaube es, die konkreten Handlungsoptionen und Entscheidungsmöglichkeiten in bestimmten Situationen besser zu verstehen. So könne man heute mit Blick auf den Untersuchungszeitraum 1919-1945 nicht mehr vereinfachend zwischen „Probelgiern“ und „Prodeutschen“ unterscheiden oder eine scharfe Trennlinie zwischen „Kollaboration“ und „Widerstand“ ziehen. Da die Autoren mehrheitlich aus der Region stammen, unternehmen sie bewusst eine Spurensuche in der eigenen Familiengeschichte und wagen ein „*Experiment kollektiver Gewissensprüfung*“ (S. 8-39). Sie untersuchen kritisch das Familiengedächtnis, das sich im Laufe der Jahrzehnte aus der Wiederholung bestimmter Geschichten und Narrative konstituiert hat. Damit nehmen sie eine notwendige Offenlegung ihrer Position vor, die ihnen erst die Distanz zum Gegenstand ihrer Analyse ermöglicht. Eine originelle Herangehensweise findet man auch in anderen Beiträgen, die mit neuen Forschungsansätzen die Grenzregionen „als Brennpunkte politischer Spannungen“ neu zu beleuchten versuchen (z. B. Machteld Venken: *Die vergessene Sicht der Kinder*, S. 308-317). Das eingangs vorgestellte Konzept des situativen Opportunismus findet man allerdings nicht durchgehend wieder. Lediglich ein Beitrag wendet es vor dem Hintergrund eines dreifachen Souveränitätswechsels und der damit verbundenen „mentalenen Übergangszeiten“ konsequenter auf verschiedene biographische Beispiele an (Christoph Brüll, Carlo Lejeune: *Brüche und Krisen im Vergleich*, S. 170-187).

Bei der Lektüre entdeckt man die fast unbekannte Geschichte der DG nach 1919. Der innerbelgische Kontext sowie der Verlauf zahlreicher Konflikte um Sprachen und Identitäten sind selbst für Kenner der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Detail mitunter schwer nachzuvollziehen, außer man ist mit der Geschichte des Königreichs Belgien einigermaßen vertraut. Folglich holen einzelne Beiträge recht weit aus, um den Kontext und die Besonderheiten des belgischen Mehrvölkerstaates vor der Föderalismusreform zu verdeutlichen. Man erhält dennoch einen exzellenten Einblick in ein aktuelles Forschungsfeld und erlebt auch ein Stück Wissenschaftsgeschichte mit. Bis in die 1970er Jahre waren in Ostbelgien Geschichtswissenschaft und ihre Nachbardisziplinen „Legitimationswissenschaften“ und standen im Schatten einer nationalen, belgischen Geschichtserzählung. Zudem litten sie unter Tabuisierungstendenzen und Opfernarrativen, was eine kritische Auseinandersetzung blockierte und eine Historisierung hinauszögerte. Damit erinnert die Situation der Geschichtswissenschaften in manchen Aspekten an die historische Forschung in Luxemburg, die im 19. und 20. Jahrhundert von Lehrern, Journalisten und Lokalhistorikern geprägt war, bevor mit der Gründung einer eigenen Universität eine stärkere Professionalisierung der Historikerzunft stattfand. So ist es nicht verwunderlich, dass Carlo Lejeune und Christoph Brüll auch über ihre eigenen Wege als Historiker aus und in der Region Eupen-Malmédy berichten (*Geschichtsschreibung als Spiegel des Zeitgeistes*, S. 366-391).

„Grenzerfahrungen“ ist im besten Sinne eine Regionalgeschichte, die es versteht, über die Grenzen in die Großregion und nach Europa zu blicken (vgl. Christoph Brüll, Johann Kontny: *Eupen-Malmédy im europäischen Vergleich*, S. 40-63). Immer wieder geht es aber auch um den Umgang Belgiens mit den Neubürgern im Osten beziehungsweise der deutschsprachigen Minderheit. Die Beziehungen waren alles andere als spannungsfrei. Die politischen Eliten in Brüssel interessierten sich wenig für die „Neubelgier“. Damit entstand ein Gefühl des „Dazwischen-Seins“ (vgl. Christoph Brüll: *Vom Dazwischen-Sein*, S. 64-85 sowie Johannes Kontny: *Zwischen kommunaler Bevormundung und Autonomie*, S. 124-139).

Angesichts der Kleinheit des Territoriums, das 1919 dem Königreich Belgien am Tisch der Sieger zugesprochen worden war, scheint die Frage Eupen-Malmédy international von eher untergeordneter Bedeutung. In den dreißiger Jahren blieb Eupen-Malmédy aber ein Spielball der innerbelgischen wie der europäischen Politik (Victoria Mouton, Winfried Dolderer und Thomas Müller, *Der Blick von außen*, S. 86-123). Die Schwierigkeiten des Angliederungsprozesses hingen auch stark mit den Kriegserfahrungen zusammen. Nach dem Anschluss Eupen-Malmédys an Belgien befanden sich die Menschen in einer Art „Erinnerungszwischenraum“. Die Ostbelgier blieben mit dem deutschen Sprach- und Kulturkreis verbunden, hatten nach 1919 ein neues „Vaterland“ aufgezwungen bekommen, spürten sich als Bürger 2. Klasse im Königreich Belgien, während sie sich stets stark in ihrer Region verwurzelt sahen. Diese Ambivalenzen wurden in Krisenzeiten besonders deutlich und hatten auch einen wesentlichen Einfluss auf die Erinnerungskultur mit starken Tendenzen zur Verdrängung und Tabuisierung, wie die Geschichte

der Wehrmachtssoldaten aus Ostbelgien zeigt. Die beiden Weltkriege gehören im Rückblick zu einschneidenden Erlebnissen, die Politik und Menschen nachhaltig prägten. Krieg, Vergangenheitsbewältigung und Erinnerung sind deshalb ein wiederkehrendes Thema (z. B. Philippe Beck, Christoph Brüll, Peter M. Quadflieg: *Weltkriege in der Region*, S. 140-169 sowie Els Herrebout: *Der Tribut des Krieges*, S. 188-207).

Mit Kriegen und Krisen hängen auch Migrationsphänomene zusammen, die typisch für Grenzregionen wie Ostbelgien waren. Sie beeinflussen heterogene Phänomene von Assimilation, Inklusion und Exklusion, wobei die Staatsbürgerschaft ein wichtiges Integrations- und Repressionsinstrument darstellte (Carlo Lejeune, Alfred Rauw, Wilfried Josten: *Die große Suche nach Heimat und Teilhabe*, S. 240-283). Die Beiträge zum Medienkonsum (Philippe Beck, Andreas Fickers, Vitus Sproten: *Kino, Radio und Zeitung als Taktgeber*), zur Literaturproduktion (Philippe Beck, *Kampfmittel und Unterhaltung*) und zur Situation der Mehrsprachigkeit (Robert Möller, *Minderheitensprache als Politikum*) nehmen insgesamt einen recht großen Raum ein (S. 284-365) und zeigen die Breite des behandelten Themenspektrums. Insgesamt verdichtet sich in diesen Artikeln, dass Ostbelgien mit seiner besonderen Gemengelage immer ein besonderes Beispiel transnationaler Kulturpraxis war.

Die Geschichte der DG ist über die Grenzen Ostbelgiens hinaus weitgehend unbekannt, was auch mit der Komplexität der historischen und politischen Entwicklung dieses Raums zusammenhängt. Der Sammelband bringt Licht in die komplizierte territoriale, sprachliche und kulturelle Situation des Königreiches. Den Beitragenden gelingt es ausgesprochen gut, in sorgsamem Rechen kritisch mit der Geschichte ihrer Region umzugehen und mit lieb gewonnenen Narrativen zu brechen.

Auch ein so gewichtiger Sammelband kann nicht alle Themen aufgreifen und die Autoren können zu manchen Forschungsgebieten lediglich „Denkanstöße“ geben (vgl. Peter M. Quadflieg, Vitus Sproten: *Wirtschaft zwischen Integration und Desintegration*, S. 208-239). So hätte man sich Überblicksbeiträge über die Beziehungen Ostbelgiens zu den Nachbarregionen wünschen können. Immerhin gab es stets einen regen Austausch über bestehende oder neu entstandene Grenzen hinweg, zum Raum Aachen und vor allem zum Norden Luxemburgs hin. Über das Leben der Frauen in dieser Zeit erfährt man kaum etwas. Ebenfalls zu kurz kommt die Perspektive auf die recht vielfältige Vereinswelt Eupen-Malmédys, die in der Zwischenkriegszeit eine wichtige politische und soziale Rolle im Alltag der Menschen einnahm, vor allem weil nach 1919 die Partizipationsmöglichkeiten im politischen Raum beschränkt waren. Die Beziehungen zwischen den belgischen Ostkantonen und dem Großherzogtum Luxemburg werden in vielen Beiträgen des Sammelbandes angerissen, hätten aber sicherlich einen eigenen Beitrag verdient. Dennoch erfährt man viele Details, die in Luxemburg weitgehend unbekannt sind und Ausgangspunkt für neue Forschungsarbeiten sein könnten. Dazu gehört etwa die Tätigkeit luxemburgischer Lehrer, die während der 1920er Jahre in den annektierten Gebieten Ostbelgiens eine Anstellung fanden. Oder die Rezeption

kultureller Angebote aus Luxemburg, wie z. B. das Hören von Radio Luxemburg in den 1930er Jahren oder der Filmkonsum in Kinos im luxemburgisch-belgisches Grenzgebiet.

Nicht nur inhaltlich, sondern auch konzeptuell verdient der Sammelband Aufmerksamkeit. Die Fragen nach der Aus- und Bewertung von Familiengeschichten und Familiennarrativen, die kritische Analyse verschiedenster Erscheinungsformen kollektiver und individueller Erinnerung und nicht zuletzt das Konzept des situativen Opportunismus können dazu inspirieren, die Luxemburger Geschichte der Krisenjahrzehnte nach 1918 unter einem neuen Blickwinkel zu betrachten. Zwar verliefen auf den ersten Blick die Entwicklungen der belgischen Ostkantone und des unabhängigen Großherzogtums recht unterschiedlich, aber Krisen und Erfolge, Kontinuitäten und Brüche, die von den Menschen in der Region zwischen den Städten Lüttich und Luxemburg-Stadt in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkrieges erlebt wurden, fanden in einem gemeinsamen Erlebnisraum statt. Diesseits und jenseits der Grenze sorgte man sich um den Stellenwert der eigenen Sprache, fürchtete Identitätsverlust, lebte in einer kleinen, von Traditionen geprägten Welt, hatte das Gefühl, in einem Grenzraum zwischen großen Nachbarn zu leben, tendierte eher zum Bewahren als zur Avantgarde und tabuisierte unangenehme kollektive Erlebnisse. In diesem Sinn ist die Beschäftigung mit der Geschichte Ostbelgiens auch aus Luxemburger Perspektive äußerst interessant und lohnend.

**Marc Schoentgen**

**Paul SCHMIT, Un diplomate luxembourgeois hors pair. L'ambassadeur Hugues Le Gallais dans la tourmente de la Seconde Guerre mondiale, Luxembourg : Editions Saint-Paul, 2019; 464 p. ; ISBN 978-99959-2-047-0 ; 25 €.**

Les biographies consacrées à des personnalités de l'histoire luxembourgeoise sont rares. Deux sont pourtant parues fin 2019. La biographie politique de la Grande-Duchesse Marie-Adélaïde, de Josiane Weber<sup>1</sup>, et celle de Hugues Le Gallais, qui fut le représentant diplomatique du Luxembourg à Washington dans la période charnière allant de 1940 à 1958. Son auteur, Paul Schmit, est lui-même diplomate. La trajectoire de Le Gallais n'est pas sans rappeler celle de son pendant, Georges Platt-Waller, le chargé d'affaires américain au Luxembourg entre 1931 et 1941, dont les « mémoires » ont été publiées il y a quelques années<sup>2</sup>. Tous deux étaient des patriciens, Waller le rejeton d'une lignée de planteurs de l'Alabama, Le Gallay celui d'un clan de la sidérurgie. Ils avaient en commun un phlegme et une infatuation qui masquaient une grande sensibilité. Tous deux se laissaient aussi aller à un mélange des genres qui les mettait parfois en délicatesse avec leur hiérarchie.

<sup>1</sup> WEBER, Josiane, *Großherzogin Marie Adelheid von Luxemburg. Eine politische Biographie. 1912-1919*, Luxembourg 2019.

<sup>2</sup> FLETCHER, Willard Allen et FLETCHER, Jean Tucker (éd.), *Defiant Diplomat George Platt Waller. American Consul in Nazi-Occupied Luxembourg, 1939-1941*, Newark 2012 (voir compte-rendu in: *Hémecht* 65/3 (2013), p. 356-359).

### *Un jeune homme de bonne famille*

Le grand-père de Hugues, Edmond Le Gallais, était originaire de l'île anglo-normande de Jersey. Ingénieur, il s'était établi au Luxembourg dans les années 1850 pour y construire des viaducs de chemin de fer. En 1859, il épousa Julie Metz et était ainsi accueilli dans l'une des maisons les plus en vue du pays. Les Le Gallay appartenaient à un réseau de familles – les Pescatore, Collart, Brasseur, Tesch ou Barbanson – liées les unes aux autres par les intérêts et les mariages, et qui dominaient autant les conseils d'administration que la Chambre des députés. Enfant, Hugues eut pour camarade de jeux la future Grande-Duchesse Charlotte, qui avait le même âge que lui.

Il ne fut pas pour autant élevé dans un foyer heureux. Son père était un bon vivant qui dilapidait la fortune accumulée par la génération précédente. Après la mort de la mère de Hugues il s'était remarié. Les relations entre les enfants (Hugues avait trois sœurs) et leur marâtre étaient exécrables. Les blessures reçues pendant ces années expliquent en partie le suicide de la sœur aînée. Ce fut l'une des tragédies de sa vie. En grandissant, il se composa un personnage de dandy sûr de ses privilèges. L'une de ses camarades, fille du maître de forges Émile Mayrisch et future ministre française Andrée Viénot, s'amusa à compiler ses saillies : « Je trouve que c'est amoral pour quelqu'un d'aussi riche que Gaston [Barbanson] de travailler » ; « Je suis beau, je suis intelligent, j'ai des idées larges » ; « Quand je voudrais, je réussirai toujours, dans n'importe quoi ».

### *Agent commercial et diplomatique*

Après ses études, Le Gallais fut engagé par Columeta, la filiale de l'ARBED chargée de la vente mondiale des produits de l'entreprise sidérurgique. Il la représenta à Bombay puis à Tokyo, de 1927 à 1936. Selon Schmit, il y passa des années heureuses qu'il mit à profit pour se constituer une vaste collection d'art oriental. En 1933, il épousa l'héritière d'une illustre famille vénitienne. Elle avait dépassé la trentaine en déclarant : « J'épouserai le premier qui passe ». Ce fut lui. Lorsqu'il revint au Luxembourg, s'y sentant à l'étroit, il s'engagea dans la carrière diplomatique. En février 1940, il était accrédité en tant que chargé d'affaires du Grand-Duché à Washington. Trois mois plus tard, son pays était envahi par l'Allemagne. C'est là que commence la partie la plus intéressante du livre.

Le Gallais était convaincu que les États-Unis finiraient par entrer en guerre et voyait en Roosevelt le « *Liberator-to-be* ». Il fit son possible pour convaincre la Grande-Duchesse de s'installer à Washington puisqu'elle était, selon lui, l'atout majeur du Luxembourg dans ce conflit. Bon connaisseur du monde anglo-saxon, agent commercial expérimenté, il avait développé une stratégie qu'il exposa dans une lettre adressée à la Grande-Duchesse, le 7 février 1941 : « La Belgique, la Norvège, les Pays-Bas et la Pologne ont des armées et deux de ces pays ont des colonies. Le Luxembourg n'a d'autres armes que celle de la propagande et celle-ci réside presque entièrement dans la personnalité de S.A.R. Or cette arme ne peut donner en Angleterre où se trouvent déjà S.M. la Reine des Pays-Bas et S.M. le Roi de Norvège. Au contraire, aux États-Unis où il ne se trouve aucun souverain

étranger en dehors de S.A.R., il y a moyen d'exercer une propagande effective absolument unique. »

#### *Le ministre plénipotentiaire trouve ses marques*

Le Gallais n'hésitait pas à jouer de son lien privilégié avec la Grande-Duchesse. Conservateur et élitiste, il plaçait ostensiblement la légitimité de la monarchie au-dessus de celle du gouvernement et avait tendance à agir en chambellan (titre qu'il portait depuis 1939) plutôt qu'en diplomate d'un pays démocratique. Il n'hésitait pas non plus à exprimer sa méfiance à l'encontre des deux ministres socialistes, Pierre Krier et Victor Bodson. Nommé ministre plénipotentiaire en novembre 1940, il lui arrivait par ailleurs de prendre des initiatives sans en référer à ses supérieurs directs, le Premier ministre Pierre Dupong et le ministre des Affaires étrangères Joseph Bech. Toutes ces raisons expliquent que ces derniers le rappelèrent à l'ordre à plusieurs reprises.

Les relations devinrent plus harmonieuses à partir de 1942. Le gouvernement finit par imposer ses vues et Le Gallay par trouver ses marques. Doté d'un indéniable talent mondain, il devint par la suite une personnalité incontournable dans la capitale américaine. Cela lui permit de jouer un rôle relativement important, au regard de la taille du Grand-Duché, dans toutes les réunions internationales de l'après-guerre. Si Schmit dépeint bien tout cela dans le dernier tiers du livre, il le fait peut-être un peu longuement. Les longueurs sont, plus généralement, le principal écueil de l'ouvrage.

#### *Un ambassadeur sans histoire*

La lecture des passages décrivant par le menu la généalogie des Le Gallais, l'ameublement de l'ambassade ou les loisirs de l'ambassadeur – titre qu'il obtint en 1955, trois ans avant son départ à la retraite – peut se révéler éreintante. Le problème n'est pas tant l'intérêt des informations que la hiérarchisation des sources. L'auteur qui a compulsé de très nombreuses archives est souvent débordé par celles-ci, a tendance à trop leur laisser la parole, aux dépens de la sienne. L'autre carence de son livre est en effet le manque de contextualisation et de mise en perspective. Diplomate de carrière, il pêche par excès de prudence, enjolive par exemple la fuite du gouvernement et de la Grande-Duchesse en mai 1940. Sa biographie est dans l'ensemble bien sage, surtout lorsqu'il est question d'événements controversés.

Elle donne cependant des éclairages inédits sur certains pans de l'histoire, en premier lieu celle du réseau diplomatique luxembourgeois, embryonnaire avant la guerre. Schmit montre à quel point l'ARBED, multinationale aux intérêts mondiaux, fut cruciale dans son expansion. Son récit montre aussi comment Le Gallais sut, grâce à son sens du marketing et à son entregent, transformer un petit poste dans une capitale lointaine en ambassade modeste mais respectée, dans le centre névralgique du monde occidental. Peut-on pour autant voir dans l'homme conscient de sa charge sans être un bourreau de travail, intelligent sans être brillant, charmeur mais pas charismatique, auquel est consacré cette biographie

*Un diplomate luxembourgeois hors pair ?* Certainement, si on prend pour critère cette citation de Talleyrand, trouvée dans les papiers de Le Gallais et mise en valeur dans l'introduction : « Les bonnes ambassades sont celles qui ne font pas de bruit et dont l'activité se poursuit sans éclat. Comme les peuples heureux, elles seront sans histoire ».

Vincent Artuso

**Marco WEITEN and Tony VACCARO, *Tony Vaccaro: Soldier with a Camera. Lions Club Luxembourg-Country 50e anniversaire: 1967–2017. Luxembourg: Lions Club Luxembourg-Country, 2017; 155 p. + 1 DVD-ROM; ISBN 978-99959-0-315-2; 35 €.***

*On the occasion of WWII I was very fortunate to be a witness, and because I had a camera, you can see what I saw. (p. 4)*

With this opening statement, which reasserts the transparency of the photographic medium and the impression of a stark, unbiased and unmediated documentation, Tony Vaccaro inaugurates the publication of a new anthology about his war reportage in the Ardennes in late 1944. The volume was published by the Lions Club Luxembourg-Country on the occasion of its 50th anniversary in November 2017, following a previous publication in 1995.

A photographer of soldiers, celebrities and style icons, Michelantonio “Tony” Vaccaro was born into a modest Italian-American family in 1922. During his high-school years, he was introduced to photography, showing precocious talent and artistic sensibility in his work. In April 1944, at the age of 21, he joined the US Army, fighting with the 83rd Division on the Western front. The story goes that having been refused the status of war reporter in the Signal Corps, he smuggled a camera inside his raincoat and, hiding it from his superiors, he took a series of poignant portraits of life on the front that helped to establish his later career. Discharged from the army in 1945, he found a job as a photographer in Germany, where he documented the aftermath of the war. After his return to the US in 1949, Vaccaro moved into a career as a celebrity and fashion photographer, working for prestigious magazines such as *Life*, *Look* and *Harper's Bazaar* and becoming a familiar presence in New York's most glamorous circles.

In 1994, the year that marked the 50th anniversary of the liberation of Luxembourg, Vaccaro presented Jean-Pierre Fiedler, formerly responsible for the Photothèque de la Ville de Luxembourg, with 450 negatives of photographs that he had taken between September 1944 and February 1945 when the Allied troops liberated the Grand Duchy.



Following its purchase, the collection was first exhibited at the Cercle Cité in 1995 (with the aforementioned catalogue also published by the Lions Club), later at the *Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg* as part of the *Shots of War* exhibition (20 December 2002 – 28 February 2003) and, more recently, at the Castle of Clervaux in December 2014.

As we remember the liberation on its 75th anniversary, and with Vaccaro's work currently enjoying renewed interest, the present volume has the merit of refocusing our attention on a remarkable collection of photographs and a much-discussed period of Luxembourgish history. The Luxembourg collection is even more significant when we consider that it constitutes a substantial portion of all the surviving photographs taken by Vaccaro during World War II.

The volume begins with a biographical account of the photographer, which is given in two separate contributions by Georges Fondeur: the first covers Vaccaro's early life and experience as a soldier, and the second is a memoir of the author's own encounters with Vaccaro on the occasions when he visited Luxembourg. The core of the book focuses on the context of the liberation of Luxembourg, with a critical overview provided by historian Steve Kayser and a more detailed chronology of the liberation of the Mosel Valley between Remich and Wormeldange given by Paul Dostert.

This is followed by a sequence of short chapters that are more visual and anecdotal in nature, curated by Ed Weber. The book is accompanied by a DVD, which includes a 13-minute extract of a documentary film shot on Long Island in the US by director Andy Bausch, who also provides a written behind-the-scenes account. A series of illustrations by Marco Weiten complements Vaccaro's rich photographic corpus.

The editorial choice of structuring the content around the figure of the photographer and the context in which he operated seems to be in line with Vaccaro's dedication at the start of the book and his general stance, which is dismissive of any constructivist approach or aesthetic affectation. His own creativity is defined by the socio-historical circumstances he documents; the camera is a mere photo-mechanical tool and the photographer himself is invisible, having established a level of intimacy and ease with his subjects that removes any awkwardness and allows them unprecedented spontaneity. Nevertheless, the quality of Vaccaro's photographs reveals masterful composition, aesthetic value and iconic potential, confirming his place in the pantheon of the greatest war photographers of the 20th century. The iconic photograph taken during the Battle of the Bulge, *White Death, Requiem for a Dead Soldier*, depicting a cold white background against which almost abstract splotches of black reveal the shape of a dead soldier half-buried in the snow, was aptly named photograph of the century by *Die Zeit*.

This touches on the old ontological question regarding the nature of documentary photography and its moral dimension, which is structured around concepts such as evidence, authenticity, truthfulness, remembrance and narrative.

In the book, such considerations remain unspoken and are left to the viewer. The photos are employed as documentary backdrops with a powerful ability to evoke a particular historical moment, taken at face value, without further investigation of the possible framings and the photographer's aesthetic sensitivity. Nonetheless, the book can provide a good starting point for reflecting on these issues of representation: the relationship between aesthetic potential, spontaneity and construction of meaning, form and content, historical facts and their depiction.

**Sandra Camarda**

**Commune de Tandel (Hg.), Die Gemeinden Bastendorf, Fouhren, Tandel, 5 Bände, Commune de Tandel: Eigenverlag, 2019; 2121 S.; ISBN: 978-2-9199596-1-7, 125 € (oder 30 € pro Band).**

In den letzten Jahren sind einige Dorfchroniken aus verschiedenen Gemeinden Luxemburgs veröffentlicht worden. Das Werk über die Gemeinde Tandel sticht aufgrund seines Umfangs hervor: Es umfasst fünf hochwertig produzierte Bände mit insgesamt über 2100 Seiten – und dies für die doch relativ kleinen, früher eigenständigen Gemeinden Bastendorf (Sitz der Fusionsgemeinde), Fouhren und Tandel (Name der Fusionsgemeinde). Gemeinsam haben sie rund 2000 Einwohner. Zu den Ortschaften und Weilern der Gemeinden gehören außerdem noch Bettel, Brandenburg (mit der gleichnamigen Burg), Hoscheidterhof, Landscheid, Longsdorf, Seltz und Walsdorf.

Die Bände sind thematisch gegliedert. Band 1 umfasst die Burg Brandenburg sowie die Gebäude und Flurnamen mehrerer Gemeinden; Band 2 die Pfarreien, Kirchen, Schulen und die Landwirtschaft; Band 3 die Vereine und Genossenschaften; Band 4 die Geschichte der Orte, Bevölkerung, Infrastruktur und Natur; Band 5 schließlich die „Gemeinde in Kriegszeiten“ sowie „Personalitäten a Prominenzen“. Diese im Inhaltsverzeichnis vorgegebene Gliederung entspricht aber nur ungefähr dem tatsächlichen Inhalt der Bände. So besteht Band 1 zu etwa einem Drittel aus dokumentarischen Beiträgen über die seit dem Jahr 2003 stattfindenden Kunstausstellungen in Gebäuden der Gemeinde, deren Exponate auf vielen Seiten fotografisch wiedergegeben werden, hinzu kommen Fotos der Besucher von Vernissagen. Eine Erklärung der Exponate oder eine kunsthistorische Einordnung fehlen; gelegentlich wird die Ausstellungsankündigung aus dem „Luxemburger Wort“ hinzugefügt.

Ausführlich wird auch auf die Geschichte der Burg Brandenburg eingegangen, die seit dem Jahr 1936 als „Monument historique“ (heutiger Begriff: „Monument national“) klassiert ist, und 2013 im Rahmen der „Journées du Patrimoine“ wieder für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Die mit vielen Zeichnungen, Postkarten und Fotos bebilderten Schilderungen fassen zusammen, was bisher über das Gebäude publiziert wurde und vermitteln so einen lebendigen Eindruck über die Zeit seit dem 12. Jahrhundert. Auch über den frühromischen Kultplatz in Bastendorf und die dort durchgeführten Notgrabungen zu Beginn der neunziger

Jahre des 20. Jahrhunderts wird berichtet. Eine ähnliche Detailliebe ist bei der Darstellung der Kirchen und des Gemeindelebens festzustellen, die bis zu einer Liste der aus der Pfarrei stammenden Ordensschwwestern (ab 1845) reicht. Die Schulgeschichte wird mit Fotos alter Schulklassen (ab 1915) bebildert, wobei bei Aufnahmen ab 1927/28 versucht wurde, die Namen der abgebildeten Schüler samt Lehrpersonal hinzuzufügen. Manche Fotos sind hier zum ersten Mal veröffentlicht, andere stammen aus der *Revue* oder dem Band *D’Baastenduerfer Pompjeeën – 100 Joer Chronik* aus dem Jahr 2010. Der Bau einer „Maison Relais“ in Tandel im Jahr 2011 wird anhand vieler Fotos begleitet, auch die fertigen Spielstätten „Indoor“ wie „Outdoor“ sind in großen Farabbildungen festgehalten. Der Hinweis, dass das Haus über ein Fotovoltaikdach und eine Holzhackschnitzelheizung eigene saubere Energie produziert, darf nicht fehlen. Alle beteiligten Unternehmen und die Kosten der einzelnen Maßnahmen werden genannt.

Diese Schlaglichter zeigen, dass die Chronik der Gemeinde Tandel weniger ein wissenschaftliches Werk ist, sondern eher eine Sammlung von Dokumenten des Alltagslebens der vergangenen 200 Jahre, wobei die letzten Jahrzehnte naturgemäß stärker vertreten sind – bis hin zur Liste einzelner Einsätze der Feuerwehr („16. Juni 1979: Schadenfeuer bei Schares Norbert“). Die vielen Aufzeichnungen und Fotos, etwa vom Erntedankfest 1938, sind indes zur Bewahrung des Wissens über die Alltagsgeschichte in einer luxemburgischen Landgemeinde von großem Wert. Dies gilt auch für die Zusammenstellung vieler Beiträge zur Historie der Orte, die Wiederabdrucke aus früheren Veröffentlichungen (etwa aus dem Jahr 1938) sind, jedoch nicht mehr allgemein verfügbar scheinen. Gleiches gilt für die zusammengetragenen Familienchroniken. Der Aufsatz „Alte Häuser von Bettel und ihre Bewohner“ wird sicherlich eine gute Grundlage für die wissenschaftliche Inventarisierung der Ortschaft durch den *Service de l’Inventaire* sein. In diesem Artikel wird nicht nur über private Häuser berichtet, sondern auch über gemeindeeigene Immobilien und deren Funktionswandel im Laufe der Zeiten, wie etwa der alten Molkerei in Brandenburg, die auf eine bewegte Nutzungsgeschichte zurückblickt. Leider fehlt den Bänden ein Register, so dass man – aufgrund der eher spartanischen Inhaltsverzeichnisse – durch die Bücher blättern muss, um zu finden, was man sucht. Trotz vieler Abbildungen sind, besonders im fünften Band über den Krieg, manche Texte wegen einer Spaltenbreite von 18 Zentimetern nur mühsam zu lesen. Die Kriegszeiten werden größtenteils durch subjektive Erinnerungsberichte und den Wiederabdruck von Zeitungsberichten geschildert. Äußerst bedeutend ist die Erinnerung an die durch Besatzung und Krieg geschundenen Menschen mit einer Liste der ins KZ Hinzert oder in andere deutsche Gefängnisse gebrachten Einwohner der Gemeinde. Über Kollaboration, Antisemitismus und eine mögliche Beteiligung von Einwohnern der Gemeinde beim Reserve-Polizeibataillon 101 ist indes nur sehr wenig oder gar nichts zu lesen.

**Jochen Zenthöfer**

**Nicole SAHL, Kleines ABC der Pseudonyme in Luxemburg, Mersch: Centre national de littérature, 2018; 351 S.; ISBN 978-2-919903-62-7; 25 €.**

2018 veröffentlichte Nicole Sahl, Konservatorin am *Centre national de littérature* (CNL), ihr Nachschlagewerk zu den in Luxemburg verwendeten Decknamen. Der Titel *Kleines ABC der Pseudonyme in Luxemburg* klingt etwas untertrieben, werden doch in diesem Referenzwerk immerhin fast 600 Einträge zu Decknamen aus Luxemburg zusammengefasst. Der in der Publikationsreihe des CNL erschienene und ansprechend aufgemachte Band ist das Ergebnis einer intensiven Sammel- und Forschungstätigkeit, die sich über mehr als anderthalb Jahrzehnte hinzog und sozusagen ein Nebenprodukt der Arbeit am Luxemburger Autorenlexikon darstellt. Die Entschlüsselung der Pseudonyme und ihre korrekte Zuordnung zu den realen Personen erwies sich als Herausforderung. Bestimmte Pseudonyme (z. B. „Argus“) oder Symbole (wie das Quadrat oder der Kreis) erfreuten sich einer gewissen Beliebtheit und wurden im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder neu verwendet. Andere Künstler, Literaten und Journalisten benutzten nicht selten mehrere Decknamen gleichzeitig oder nacheinander, wobei Guy Rewenig mit seit 1965 circa 470 verwendeten Pseudonymen wohl den Rekord hält. Unter den weiteren Top 12 findet man Schriftsteller (z. B. Willy Goergen mit 33 verschiedenen Decknamen), Journalisten (z. B. Evy Friedrich mit 17) und Politiker (Emile Schaus mit 52). Viele andere Autoren, die heute mehr oder weniger in Vergessenheit geraten sind, bedienten sich fleißig des Pseudonyms, um bei Familie und Freunden unerkannt zu bleiben oder auch um Problemen mit moralischen oder juristischen Autoritäten aus dem Weg zu gehen.

Im gut lesbaren einleitenden Teil (S. 8-17) erläutert Nicole Sahl nicht nur die verschiedenen Typen von Pseudonymen, sondern geht auch auf die besonderen Entstehungsbedingungen im Luxemburger Kontext ein. Sie stellt fest, dass es in Luxemburg eine besonders hohe Häufigkeit und Dichte von Decknamen gibt. Das hängt mit den jeweiligen politischen Verhältnissen zusammen. Unter Zensurbedingungen oder in Kriegszeiten konnte die Wahrung der Anonymität mitunter überlebenswichtig sein. Im kleinen Luxemburg ermöglichte ein Pseudonym vielen Männern und Frauen den literarischen, künstlerischen und politischen Freiraum, den man in einer kleinen Gesellschaft mit starker sozialer Kontrolle nicht so ohne Weiteres zur Verfügung hatte. Es fällt auch auf, dass es in der Hauptsache Männer waren, die sich unter der Verwendung von Decknamen schriftstellerisch oder journalistisch äußerten. Eine Ausnahme stellt beispielsweise Aline Mayrisch-de Saint Hubert dar, die unter dem Namen „Loup“ publizierte.

Im lexikalischen Teil (S. 19-303) liefern die einzelnen Artikel mehr oder weniger ausführliche, aber stets präzise Informationen über Biographie und Schaffen der Personen hinter den Pseudonymen von „-aa-“ bis „Ernst Zweifel“. Die längeren Einträge sind informativ und gut lesbar, da sie mit Zitaten und Hinweisen zum Kontext angereichert sind. Die Wahl der Decknamen spiegelte nicht selten Belesenheit und Bildung des Trägers wieder (wie „Mosellanus“, „Erasmus“), erlaubte diesem eine humorvoll-ironische Distanzierung („Ywan“ für den Kommunisten Jean Kill) oder war eine Art politisches Statement („Siggy vu Lëtzebuerg“ für Lucien Koenig).

Nicole Sahl verbindet geschickt ihre Einträge zu Pseudonymen und Decknamen mit 39 Definitionen und Erklärungen zu den unterschiedlichsten Stilfiguren und Vorgehensweisen. Man lernt somit gewissermaßen im Vorbeigehen etwas über die Theorie der „Pseudonymologie“. Welcher Laie kannte etwa den Unterschied zwischen Pseudoandronym (männlicher Deckname für eine Frau) und Pseudogynym (weiblicher Deckname für einen Mann)? Oder dass man Decknamen aus Redewendungen wissenschaftlich als Phraseonyme bezeichnet und dass dazu auch sogenannte sprechende Namen zählen (wie z. B. „Hary Rodemol“ von Batty Weber)? Zum Auffinden der vielen genannten Personen und Decknamen stellt abschließend das Register der Personennamen und Pseudonyme (S. 321-350) eine wichtige Hilfe dar.

„Pseudonyme sind wie kleine Menschen. Es ist gefährlich, Namen zu erfinden – ein Name lebt“, schrieb Kurt Tucholsky, der selber unter dem Namen Paul Panter veröffentlichte. Es ist das Verdienst des *Kleinen ABC der Pseudonyme in Luxemburg*, viele vergessene oder bislang geheimnisvolle Decknamen entschlüsselt zu haben und ihnen damit ein neues Leben einzuhauchen. Nicht nur das Thema, sondern auch das gelungene Layout im Handbuchformat machen Lust, im *ABC der Pseudonyme* zu blättern und zu stöbern. Neugierige Leser\*innen der legendären satirischen Wochenzeitung *Feierkrop* (2018 eingestellt) können nun endlich herausfinden, welche noch lebenden Autoren sich hinter „Dr. Nicolas Ästchen“ oder „Joseph Bechmittel“ verbergen. Darüber hinaus stellt die Publikation des CNL eine wichtige Ergänzung zum Luxemburger Autorenlexikon dar und ist für die Forschung ein unerlässliches Hilfsmittel, das man Literaturwissenschaftler\*innen und Historiker\*innen nur empfehlen kann. Wer sich schon einmal durch historische Zeitungsbestände gekämpft hat oder zeitaufwändige online-Recherchen im Digitalarchiv von *eluxemburgensia.lu* betreiben musste und über die Autorenschaft von Leitartikeln und anderen Beiträgen aus dem 19. und 20. Jahrhundert rätselte, wird das Buch von Nicole Sahl zu schätzen wissen. Es ist zu hoffen, dass die Forschungs- und Sammeltätigkeit im CNL weitergeführt wird und die Ergebnisse der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden, wenn möglich auch in digitaler Form, wie dies beim *Luxemburger Autorenlexikon (autorenlexikon.lu)* bereits der Fall ist.

**Marc Schoentgen**